

Hermann Hesse in Cannstatt

Günter Bachmann

Viel ist spekuliert worden über Hermann Hesses Kindheit und Jugend. Seine Rebellion gegen die vorgezeichnete Laufbahn als Theologe, sein Abfall vom Glauben der Eltern und sein beeindruckender Werdegang als Dichter erscheinen heute im Licht einer exemplarischen Loslösung von der Welt des Bürgertums. Leicht könnte man den Eindruck gewinnen, als wäre Hesses Persönlichkeit schon immer voll ausgebildet gewesen. Seine Verstöße gegen die geltenden Regeln und Normen reichen zurück bis ins vierte Lebensjahr. Und nahezu im Alleingang hat er sich als Jugendlicher von der mächtigen Tradition des protestantischen Pfarrhauses emanzipiert. Dieser Essay hat sich jedoch nicht zum Ziel gesetzt, sofort die große geistesgeschichtliche Summe zu ziehen. Vielmehr soll der Aufenthalt Hermann Hesses in Bad Cannstatt möglichst detailliert aufgearbeitet werden. Die von Ninon Hesse publizierten Briefe bieten eine beachtliche Menge konkretes Material – nicht nur die Perspektive Hesses, sondern auch die seiner Familie kommt zu Wort. Und erst vor diesem anschaulichen Hintergrund werden mögliche Schlussfolgerungen gezogen, die das bekannte Urteil über Hesses Jugend ergänzen, zuweilen auch einschränken und differenzieren.

Die in Hesses Biographie etwas stiefmütterlich behandelte Schulzeit in Cannstatt eignet sich ohnehin vorzüglich für eine Fallstudie. Äußerlich ist sie in der Tat wenig auffällig. Es gibt kein spektakuläres Weglaufen, ja der schwierige Schüler besteht sogar die angestrebte Zwischenprüfung. Doch rückblickend sieht Hermann Hesse diesen Aufenthalt immerhin als einen Teil seiner Identität als Schriftsteller. Im Mai 1895 schreibt er an seinen ehemaligen Cannstatter Lehrer Dr. Kapff: „Ich bin seit Cannstatt ein Anderer geworden, ruhiger und klarer im Urteil, selbständiger; auch das tolle Kneipenleben ist mein Geschmack nicht mehr. (...) Jetzt ist diese Zeit vorbei. Immerhin hat sie mein dichterisches Ich

ausgebildet; die tollste Sturm- und Drangzeit ist glücklich überstanden.“ (Ninon Hesse, S. 464, 468.) Das lohnt, bei aller Skepsis gegenüber den Selbstzeugnissen von Dichtern, eine eingehendere Untersuchung.

„Ein mächtiger Wille“

Am 7. November 1892 kam Hermann Hesse nach Bad Cannstatt. Die Vorgeschichte zu diesem Datum ist turbulent: Seine berühmte Flucht aus dem theologischen Seminar in Maulbronn lag genau 8 Monate zurück. Unmittelbar darauf hatte er zwei Aufenthalte in einer Nervenheilanstalt, eine unglückliche Liebschaft und einen Selbstmordversuch hinter sich gebracht. Nur wenige Wochen vor seiner Ankunft in Cannstatt hatte die Anstalt in Stetten ihre Diagnose noch einmal brieflich bestätigt: Sie schwankte zwischen „Primärer Verrücktheit“ und „Moral Insanity“. Letztere, „die moralische Verrücktheit“, könne sich geben. Doch die „Primäre Verrücktheit“ sei schlechterdings unheilbar. (Ninon Hesse, S. 283f.) Hermann Hesse war erst fünfzehn Jahre alt. Aber unter diesen Umständen schien es sehr fraglich, ob er jemals einen ordentlichen Beruf lernen würde. Seine Eltern zogen in Erwägung, ihn weiterhin in ärztliche Behandlung zu geben.

Inzwischen hatte er in Basel bei einem befreundeten Pfarrer namens Pfisterer Aufnahme gefunden. Und dort reifte sein Plan, auf das Cannstatter Gymnasium zu gehen. - Pfarrer Pfisterer schrieb an seinen Vater: „Er kam dann auf das Gymnasium zu *Cannstatt* zu sprechen, mit dessen Rektor Du bekannt seiest und in dem die Schülerzahl nicht zu groß sei (...).“ (Ninon Hesse, S. 295.) Auch der Pfarrer selbst unterstützte dieses Anliegen: „Ich würde in Gottes Namen es wagen und die Doktoren bei Seite lassen.“ (Ninon Hesse, S. 296.) Der Schulbesuch in Cannstatt wurde schließlich genehmigt und als eine Art Test betrachtet. Hesses Mutter schreibt: „Uns ist's so: Kann Hermann weiterstudieren, dann sei Gott Lob und Dank! – Kann er's nicht, so ist's gut, wenn er selber es einsieht und merkt, dass *wir* ihm nicht im Wege sind.“ (Ninon Hesse, S. 298.) Noch während seines Aufenthalts in Stetten hatte der Vater signalisiert: „Im übrigen wiederhole ich meine frühere Versicherung, daß es mir voller Ernst damit ist, Dich in ein Gymnasium gehen zu lassen, sobald dein Zustand so ist, daß man irgendwelchen Erfolg davon erwarten darf.“ (Ninon Hesse, S. 267.) Er fügt jedoch hinzu: „In Deinen Briefen spricht sich ein solcher Freiheitsdrang und ein solcher Zorn über die Welt, wie sie nun

einmal ist, aus, daß ich nicht begreifen kann, wie Du in solcher Stimmung es unter dem Zwang einer Schulordnung sollst aushalten und mit Nutzen studieren können.“ (Ninon Hesse, ebd.) Wie berechtigt dieser Zweifel war, hat Hermann Hesse später selbst bestätigt: „Mehr als vier Jahre lang ging alles unweigerlich schief, was man mit mir unternehmen wollte, keine Schule wollte mich behalten, in keiner Lehre hielt ich lange aus. Jeder Versuch, einen brauchbaren Menschen aus mir zu machen, endete mit Mißerfolg, mehrmals mit Schande und Skandal, mit Flucht oder mit Ausweisung.“ (Zeller, S. 28.)

Besonders die drohende Abschiebung in eine Nervenheilanstalt ist ein immer wiederkehrendes Motiv in Hesses Kindheit und Jugend. Er war gerade mal 6 Jahre alt, als sein Vater notierte: „Hermann, der im Knabenhaus fast für ein Tugendmuster gilt, ist zuweilen kaum zu haben. So demütigend es für uns wäre, ich besinne mich doch ernstlich, ob wir ihn nicht in eine Anstalt oder in ein fremdes Haus geben sollten.“ (Ninon Hesse, S. 13.) Neun Jahre später, als Hesse in Cannstatt mit zweifelhafter Gesellschaft in Kneipen herumzieht, kehrt die Drohung prompt wieder: „... wenn Du so weiter machst, kann man Dich nicht auf freiem Fuß lassen.“ (Ninon Hesse, 358.) Daraufhin korrigierte Hesse sein Verhalten. Er wollte in Cannstatt das so genannte „Einjährig-Freiwilligen-Examen“ machen, die Obersekundarstufe. Diese Qualifikation schützte vor dem drohenden Militärdienst. Sie ließ außerdem die Möglichkeit offen, eventuell weiterzustudieren oder einen nichtakademischen Beruf zu ergreifen. Die Rückkehr in eine Anstalt hätte alle Perspektiven zunichte gemacht. Und es ist sehr charakteristisch für Hermann Hesse, dass er unter großem Druck eine bemerkenswerte Anpassungsfähigkeit zeigte.

In diesem Zusammenhang ist vor einer allzu vorschnellen Beurteilung seiner Eltern nachdrücklich zu warnen. Hermann Hesse war ein außerordentlich schwieriges und frühreifes Kind. Seine Mutter, Marie Hesse, die in zwei Ehen insgesamt 9 Kinder gebar – Hermann war das fünfte – fühlt sich bereits dem Vierjährigen nicht mehr gewachsen: „... der Bursche hat ein Leben, eine Riesenstärke, einen mächtigen Willen und wirklich auch eine Art ganz erstaunlichen Verstand für seine vier Jahre. Wo will's hinaus? Es zehrt mir ordentlich am Leben dieses innere Kämpfen gegen seinen hohen Tyrannengeist, sein leidenschaftliches Stürmen und Drängen.“ (Zeller, S. 15f.) Schon als Fünfjähriger schwänzt Hesse die Knabenschule, komponiert aber auch eigene Melodien und Dichtungen. Und selbst der Vater, der über eine Anstalt für den Sechsjährigen nachdenkt, muss anerkennen: „Gaben hat er scheint's zu allem: er beobachtet den Mond und die

Wolken, phantasiert lang auf dem Harmonium, malt mit Bleistift oder Feder ganz wunderbare Zeichnungen, singt wenn er will ganz ordentlich, und an Reimen fehlt es ihm nie.“ (Ninon Hesse, S. 13.) Hochbegabt und sensibel, aber eben auch extrem willensstark – dieses komplexe Charakterbild zeichnet sich deutlich in den vorliegenden Dokumenten ab. Vor allem seit seiner Flucht aus Maulbronn hatte Hesse sehr wirkungsvolle Strategien entwickelt, mit denen er sich gegen die Autorität der Eltern hartnäckig behauptete. Und in Cannstatt wurden diese Selbstschutztechniken immer bewusster eingesetzt. Sehen wir also ganz genau hin, was er dort getrieben hat.

„Ein eigenes Zimmerle“

Der Großvater mütterlicherseits, Dr. Hermann Gundert, hat die Abreise seines Enkels nach Bad Cannstatt festgehalten: „Heute nun ist Marie mit ihm nach der Neckarstadt abgefahren, wo er einen neuen Anlauf mit Studieren nehmen wird. Er wohnt bei einem Präzeptor Geiger und wird mit einem andern seine eigene Stube teilen.“ (Ninon Hesse, 307.) Der alte Herr hatte sich in der Anzahl der Zimmergenossen ein wenig getäuscht. Denn wenige Tage zuvor hatte der Vater seinem schwierigen Sohn eröffnet: „... Du müsstest mit drei anderen ein Zimmer zum Schlafen und Studieren teilen. Das Zimmer ist aber luftig und ziemlich groß. Alles macht dort einen netten, behaglichen, fast eleganten Eindruck.“ (Ninon Hesse, S. 300.) Hesses Reaktion ist nicht eben enthusiastisch: „Ich freue mich zwar nicht sehr, da ich das Pensionsleben mit drei anderen auf *einem*, wenn auch noch so großen und schönen Zimmer, kenne. Besonders da ich als „Neuer“ sehr viel Arbeit haben werde, ist mir die Gesellschaft, vollends von Älteren, höchst unerfreulich. Doch was kann man schließlich machen.“ (Ninon Hesse, S. 302.) Scheinbar schickt er sich ins Unvermeidliche. Es wäre auch nicht klug gewesen, den Vater, der sich in Cannstatt nach mehreren Pensionen erkundigt hatte, noch weiter zu reizen. Dennoch macht er, allerdings vorsichtig, seinem Unmut Luft, kein eigenes Zimmer zu bekommen: „Ihr selbst wißt ja, daß mir vier kahle Wände, auch Tisch und Stuhl, über die ich verfügen kann, lieber sind als ein schönes elegantes Zimmer, in dem man eigentlich doch nur geduldet ist, besonders wenn die anderen älter sind.“ (Ninon Hesse, S. 302.) Hesse kleidet seine Abneigung geschickt in asketische Selbstgenügsamkeit. Auch sein Einblick in die Psyche von Jugendlichen, wo oft geringe Altersunterschiede eine große Rolle spielen, entbehrt nicht jeder Grundlage.

Zu bemerken ist hier aber auch die Fähigkeit Hesses, sehr schnell Bundesgenossen für seine Absichten zu gewinnen. Er mobilisiert das Pfarrhaus in Basel. Pfarrer Pfisterer schreibt an den Vater: „Hermann hat mir Deinen Brief mitgeteilt. Ich würde mich der Lösung der Frage noch mehr freuen, wenn es sich hätte machen lassen, daß er allein ein Zimmer bekommen hätte. Ich glaube, das sollte irgendwie erstrebt werden, daß er außer der Schule allein sein kann.“ (Ninon Hesse, S. 302.) Nur einen Tag später schreibt dessen Gattin an die Mutter: „... vielleicht lässt es sich auch noch machen, daß er ein eigenes Zimmerle bekommt, ich möchte ihm das auch sehr gönnen.“ (Ninon Hesse, S. 305.) Kaum in Cannstatt mit seiner Mutter angekommen, setzt er seinen Wunsch auch prompt in die Tat um. Der Großvater berichtet: „Der liebe Hermann wurde also (...) bei Präzeptor Geiger in Cannstatt einheimisch, wohnt aber gerade gegenüber bei einer Frau von Montigel, die ein Dachstübchen abzugeben hatte.“ (Ninon Hesse, S. 308.) Damals war das zweifellos ein Privileg. So schrieb ihm der über seine Kneipenbesuche verärgerte Vater nach Cannstatt: „Es tut mir sehr leid zu hören, daß du deine Freiheit so mißbrauchst und Dich bei Frau Montigel unmöglich machst. Wenn Du abends nicht zur rechten Zeit heimkommst, ja ganze Nächte fortbleibst, so kann sie Dich natürlich nicht behalten. Es bleibt dann nichts übrig, als daß du zu Herrn Präzeptor ins Haus ziehst und so gestellt wirst wie die anderen Pensionäre auch; (...).“ (Ninon Hesse, S.358.) - Vorerst jedoch gibt Hesse erleichtert seine neue Adresse bekannt: „Bitte künftig an Fr. Montigel, Wilhelmstraße, zu adressieren.“ (Ninon Hesse, 310.) Er hatte einen Rückzugsort gefunden, wo er seine immer noch enorm nachwirkende Vergangenheit verarbeiten konnte, wo er Briefe und Gedichte schrieb oder Bücher las. Wieder einmal erscheint die stille kleine Dachstube als geradezu idealtypischer Wohnort für angehende Poeten. Denn vergessen wir nicht, was Herman Hesse später, in seinem „Kurzgefassten Lebenslauf“, geschrieben hat: „Von meinem dreizehnten Jahr an war mir das eine klar, daß ich entweder ein Dichter oder gar nichts werden wollte.“ (Zeller, S. 18.) Er suchte die Einsamkeit, weil er in seiner Umgebung kein Verständnis für dieses Ziel erwarten konnte. Vergessen wir aber auch nicht, dass er durchaus nicht willensschwach war und in der Regel von seinen Eltern bekam, was er wollte. So besuchte er also fast ein Jahr lang das heutige Johannes-Kepler-Gymnasium in der Daimlerstraße und bezog sein Einzelzimmer, alles ausdrücklich auf eigenen Wunsch.

„Ihr lebt das nicht und glaubt mir's nicht“

Der erste Brief, den Hermann Hesse in Cannstatt verfasst, schlägt moderate Töne an. Er teilt seiner Mutter mit, er schreibe vor allem ihr zuliebe. Scheinbar abgeklärt fügt er hinzu: „Wozu auch andern sagen, daß Leben und Ringen schwer ist; sie selber wissen es und tragen am Eigenen genug.“ (Ninon Hesse, S. 309.) Sein Liebeskummer, sein Selbstmordversuch und seine angeschlagenen Nerven tauchen in diesem Gemeinplatz völlig unter. Sie erscheinen als Teil eines allgemeinen Loses, über das kein Aufhebens zu machen sei. Und Hesse wusste, dass dieses Bekenntnis zum allgemeinen Schicksal seinen Eltern entgegenkam. Eine extreme Betonung des Ichs bedeutete für sie schon an sich eine Abwendung von Gott, der ja gerade Selbstaufgabe und Aufgehen in der Gemeinschaft lehre. Hesse bestätigt sogar, dass die Eltern es gut mit ihm meinen: „Deshalb möchte ich am liebsten schreiben, ich sei froh und mutig und sehe einen Erfolg, aber so habe ich's in Maulbronn gemacht, und hatte die Kraft nicht, die Täuschung durchzuführen.“ (ebd.) Das Signal ist deutlich: Ich habe aus meinen schlimmen Erfahrungen gelernt. Jetzt bin ich vorsichtig. - Inzwischen hat er eine weitere abstrakte Reflexion eingeflochten, diesmal aber nicht über das allgemeine Menschenlos, sondern über den romantischen Begriff des Herzens: „Es ist um das Herz etwas eigenes: Da ringt und weint und leidet es und ist doch stolz darauf oder wenigstens zu stolz, viel davon zu reden.“ (ebd.) Er gibt mittels rhetorischer Steigerung zu erkennen, dass er ringt, weint, leidet. Doch das eigensinnige Gesetz des Herzens - nicht etwa sein bloßes Ich - macht ihn stolz und schweigsam. - Ziehen wir eine vorläufige Summe: Hesse sagt, er wolle nicht über seinen Zustand sprechen, gibt aber trotzdem zu verstehen, wie es um ihn bestellt ist. Er geht auf seine Eltern zu, bewahrt aber gleichzeitig seinen Abstand. Er beherrscht das Wechselspiel zwischen Distanz und Nähe perfekt und passt es seinen Bedürfnissen an.

So gilt es zunächst, die Rückkehr in eine Anstalt unter allen Umständen zu verhindern: „Gleich jetzt will ich sagen: Haltet mich nicht für einen momentan Kranken, sondern glaubt mir endlich, ich bin eben geschwächt, lerne viel schwerer als früher etc. Das kann durch einen Aufenthalt in Irrenhäusern etc. höchstens verschlimmert werden.“ (ebd., S. 310.) Hesse will gezielt für eine andere Sprachregelung sorgen. Er leide nicht an einer Krankheit, sondern an einer natürlichen und nachvollziehbaren Schwäche: „... beunruhigt Euch nicht, ich bin nicht, was man krank heißt, nicht einmal unwohl, habe auch nicht

im Sinn, irgend etwas anzustellen.“ (ebd.) Dennoch gibt er keine vollständige Entwarnung. Er sei überlastet, schreibt er. Er habe kaum Aussicht darauf, den Schulstoff zu bewältigen: „Also kurz gesagt: Ich habe wenig Hoffnung, je recht mitkommen zu können, ich arbeite viel und lang, aber es fällt mir schwer und geht langsam und macht so müde (...).“ (ebd., S. 309f.) Die Botschaft ist wohl die, dass er heroische Anstrengungen unternimmt, um der Aufgabe gerecht zu werden. Bei aller Beruhigung – ich bin nicht krank, nur schwach - hält er die Sorge und das Mitgefühl der Eltern wach. Er schließt mit dem Hinweis: „Bitte, nehmt’s nicht übel, wenn ich nicht oft schreibe.“ (ebd., S. 310.) Offenbar genießt der junge Hesse seine neu gewonnene Unabhängigkeit in Cannstatt. Und erst in einem Postskriptum, scheinbar getrennt von allem Übrigen, wagt er einen sehr energiegelassen Hinweis: „Wenn meine Briefe, etwa die von Stetten, dem Arzt gezeigt werden, der mich dann für verrückt erklärt, so werde ich das Schreiben aufgeben.“ (ebd.) Ein Arzt in Stetten hatte davon abgeraten, ihn jetzt schon auf das Gymnasium gehen zu lassen und verfasste ein dementsprechendes Gutachten. Hesse hatte trotzdem seinen Willen bekommen. Und er macht noch einmal entschieden darauf aufmerksam, dass er vor radikalen Konsequenzen nicht zurückschreckt, wenn man seine Absichten durchkreuzt. Er droht ohne Umschweife mit dem Abbruch der Kommunikation. - Seine Eltern haben jedenfalls keine Briefe an Ärzte weitergeleitet.

Vielleicht wird man einwenden, hier werde zuviel in Hesses Verhalten hineininterpretiert. Was als Strategie erscheint, sei durchaus nicht bewusst, sei die Reaktion eines hochgefährdeten jungen Mannes, der viel durchgemacht habe, der zwischen Irrenhäusern, schwieriger Pubertät, verständnislosem Elternhaus und unklarer Zukunftsperspektive hin- und hergerissen sei. Das alles mag zutreffen. Das Unbewusste kann sehr flexible Instinkte entwickeln, die der Rationalität zum Verwechseln ähnlich sehen. Es geht auch nicht darum, Hesse unfair zu dämonisieren. Es geht ausschließlich um eine möglichst offene, keineswegs absolute Lesart seiner Briefe. Denn diese allein liegen uns sicher vor. Zweifellos hat er viel gelitten, aber ebenso unzweifelhaft konnte er sich erstaunlich gut behaupten. Zudem ist sein frühreifer Verstand vielfach dokumentiert, vor allem seine große sprachliche Bewusstheit, die bereits im Alter von 13 Jahren zur festen Absicht führt, Dichter oder gar nichts zu werden.

Sein zweiter Brief aus Cannstatt bestätigt das eben Gesagte. Mit feinem Verstand, ja mit ironischer Entlarvung reagiert er auf die christlichen Ratschläge der Eltern, die ihm

inzwischen geantwortet haben: „Dank auch für all die guten Ermahnungen, sie müssen Euch wohl das Schreiben erleichtern, das mir schwer fällt.“ (Ninon Hesse, S. 310.) Mit anderen Worten: Euer dogmatischer Glaube rührt nicht an das Wesentliche, mit dem ich mich auseinandersetze. Der Weg vom Denken zum Schreiben ist sehr kurz für euch, da ihr die Beschränktheit eurer eigenen Position nicht ausreichend wahrnehmt. „Was soll ich auch schreiben“, fährt er fort. „Was mich interessiert, ist Euch unwichtig, und über Dinge zu schreiben, die mir einerlei sind, fällt mir schwer.“ (ebd.) Derlei geheimnisvolle Anspielungen finden sich in den Cannstatter Briefen häufig. Und sie sind nicht einfach zu deuten. Sie könnten zu diesem Zeitpunkt für seinen Liebeskummer stehen, für seinen romantischen Lebensüberdruß, aber auch für den unausgesprochenen Wunsch, die Literatur zum Beruf zu machen. Dieses Verlangen hat er übrigens kaum jemals direkt geäußert, solange er von seinen Eltern abhängig war. Auch in seinen Cannstatter Briefen bewahrt er sehr umsichtig Stillschweigen darüber. Er war sich der Ablehnung der Eltern viel zu sicher. Doch gerade das Unausgesprochene - der Traum, als Dichter zu leben - schwingt häufig in den sprachlich sehr reflektierten Anspielungen mit.

So macht Hesse von Anfang an keinen Hehl aus seiner weiten Distanz zum Schulalltag: „... das triste Gymnasialleben mit seinen albernen Kleinlichkeiten und Förmlichkeiten, all dem schlechten Witz und dem vielen Ärger, all den Eigenheiten der Professoren und Kameraden ist mir gleichgültig und zuwider.“ (ebd., S. 310f.) Ästhetisch leicht angewidert bezieht er mit seinem scharfen Urteil eine Position außerhalb des normierten Lebens. Später, in seiner literarischen Arbeit, sollte dieser Widerspruch zwischen Geist und Leben ständig wiederkehren – natürlich gereifter, ausgewogener und vor allem gerechter gegen die bürgerliche Lebensform. In dieser Lebensphase geht es aber vor allem um die Selbstbehauptung der eigenen Position. Hesse lenkt auch sofort von diesem Thema wieder ab, indem er seine Unruhe nicht etwa poetisch, sondern scheinbar völlig rational motiviert: „... wie kann ich ruhig sein im Gedanken, daß ich trotz Fleiß und Arbeit nur notdürftig mitkann und wenig Hoffnungen habe.“ (ebd., S. 311.) Dies soll erneut das Mitgefühl der Eltern wecken und sie gleichzeitig beruhigen. Anschließend verweist er auf die Zukunft, wo er hoffe, auf die hinter ihm liegende böse Zeit heiter zurückblicken zu können. In der nächsten Zeile jedoch stellt er mit einer weiteren Anspielung alles wieder in Frage: „Doch – ich verfall auf ein Thema, das euch unlieb ist, d.h. ich sage, was ich denke und was mich bewegt, und das ist nicht ratsam!“ (ebd.) Obschon er gar nichts Verhängliches gesagt hat, signalisiert er den Eltern: Es gibt noch mehr als meine Schul-

probleme, aber ihr habt das Vertrauen zerstört. Nach äußerster Distanz jedoch schließt Hesse diesmal seinen Brief mit scheinbarer Nähe und Zerknirschung: „Also denkt nicht zu viel an mich, und wenn Ihr's tut, so verzeiht und habt Mitleid mit mir und den dummen Nerven!“ (ebd.) Doch der Verdacht bleibt bestehen, dass die Anspielung auf die böse Vergangenheit und die Nervenschwäche geschickte Argumentationstechniken sind, die vor allem seinen poetischen Widerstand gegen die Ansprüche der Eltern verschleiern.

Dafür spricht ein Brief des Präzeptors Ludwig Geiger, in dessen Schüler-Pension Hesse untergekommen war. Hier sollte er sein Essen einnehmen, soziale Kontakte pflegen und bezüglich seines Verhaltens kontrolliert werden. Der Präzeptor (lat. = „Lehrer“ oder „Erzieher“) gibt den Eltern folgenden Bericht über Hesses Schulleistungen: „Hermann ist wohl und hat sich ins Schulleben wieder ganz gut hineingefunden. Privatunterricht braucht und erhält er nur in der Geometrie (...). In der Schule geht es ihm ganz gut, er erhält in seinen Arbeiten recht gute Noten. Soweit ich es beobachten kann, arbeitet er auch fleißig. (...) Sein tägliches Schulpensum bewältigt er jedenfalls leicht.“ (Ninon Hesse, S. 311f.) - Diese Aussagen weichen allesamt gravierend von der Selbstdarstellung Hesses ab. Er scheint viel belastbarer und anpassungsfähiger, als er den Eltern zu offenbaren geneigt ist. Offenkundig will er sie in einer gemischten Gefühlslage aus Sorge und Mitleid halten, während er durchaus zielstrebig seinen Schulabschluss im Auge behält. Er leidet zwar immer noch unter der panischen Angst, in eine Anstalt geschickt zu werden. Und zwei Tage nach Geigers Bericht schreibt er seiner Mutter: „Du sprachst von der Last, die meine Nerven mir auflegen, es ist ja wahr, aber es sind nicht die aufgeregten Nerven, sondern vielmehr die merkwürdige Schwäche, auch die geistige. Daran ist Stetten schuld; ein Zustand wie mein damaliger muß den stärksten Riesen schwächen, sicher viel mehr als strengste Arbeit.“ (Ninon Hesse, S. 313.) Warum, so könnte man jedoch fragen, sagt er dann nicht, dass er gut zurecht kommt? Offensichtlich gibt es etwas in ihm, was sich gegen die Schlussfolgerung sträubt, er sei gänzlich auf dem Kurs einer normalen, planbaren und schulgerechten Entwicklung angelangt. Die auffällige Überbetonung seiner Schwäche schützt effektiv vor dem Einblick in seine poetisch gesteigerte Sensibilität, die grundsätzlich unvereinbar mit gängigen Berufszielen ist. Die gespannte, aber auch mitfühlende Unruhe der Eltern, die scheinbar so rationale Begründung seines Zustands verschaffen ihm Rücksicht, Schonung und größtmögliche Freiheit. Es ist gerade so, als wolle er für seine Außenseiterposition von vornherein um Verständnis werben, als wolle er einen psychologischen

Vorrat anlegen, von dem er in noch unbestimmter Zukunft zehren kann. Das ist, meines Erachtens, die vielleicht noch instinktive Bewahrung der Absicht, Dichter zu werden – und sonst nichts. Dergestalt ist sein Verhalten außerordentlich lebensklug: Ruhe bis zum Examen, aber das letzte Wort über meinen Werdegang ist jedenfalls noch nicht gesprochen.

Nachdem er der Mutter seine Schwäche geklagt hat, macht Hesse eine interessante Bemerkung, die diese Interpretation unterstützt: „Doch genug davon, Ihr lebt das nicht und glaubt mir's nicht.“ (ebd.) Das konkrete Erleben ist demnach die einzig wahre Legitimation des Denkens. Siebenundzwanzig Jahre später, im *Demian* (1919), kehrt diese Idee in einer fiktiven, aber parallelen Situation auffällig wieder: „Nur das Denken, das wir leben, hat einen Wert.“ (*Demian*, S. 64.) Diese Worte richtet Demian an den Ich-Erzähler Emil Sinclair, der diese Lektion vergessen hat und Gefahr läuft, in der Frömmigkeit des Elternhauses wieder Schutz zu suchen. „Es wird dir nicht glücken!“ fügt Demian hinzu. „Es glückt keinem, wenn er einmal das Denken angefangen hat.“ (*Demian*, ebd.) Der Roman berichtet sehr eingehend über die schmerzhaft Lösung von den Eltern, den ersten „Schnitt in die Pfeiler, auf denen mein Kinderleben geruht hatte, und die jeder Mensch, ehe er er selbst werden kann, zerstört haben muss.“ (*Demian*, S. 21.) Selbstbestimmung und Selbstwerdung ist für Hesse also untrennbar mit der Abkehr von der elterlichen Autorität verbunden. Demnach könnte man, auf seine Cannstatter Zeit zurückblickend, die enorme Selbstbehauptung gegen die Eltern schon als erste Stufe aller Stufen deuten, die zum späteren Dichter führen. Doch selbst dann, wenn sich Hesse in Cannstatt seiner Berufung längst nicht so sicher war, wie es im Nachhinein leicht zu konstruieren wäre – Bewusstsein und Absicht waren in Ansätzen eindeutig vorhanden. Er schrieb zahlreiche Gedichte, seit Jahren schon. In Maulbronn gründete er literarische Zirkel, war außerordentlich produktiv und galt bald als ein Liebhaber brotloser Schreibereien und umfangreicher Nebenstudien. Selbst in seiner schwierigen Zeit in Stetten verfasste er ein kleines Gedichtbändchen, das er später einer Bekannten schenkte. Kein enthusiastischer Teenager macht das ganz ohne das Gefühl einer inneren Berufung zum Dichter. Ich sehe keinen Grund, an Hesses Selbstaussage, dass ihm schon mit 13 sein eigentlicher Berufswunsch klar war, ernsthaft zu zweifeln.

Und noch nicht einmal dieses Bewusstsein ist eine absolute Voraussetzung für unsere Lesart der Cannstatter Briefe. So schreibt Hesse, erneut im *Demian*: „Der Erwachsene, der gelernt hat, einen Teil seiner Gefühle in Gedanken zu verwandeln, vermisst diese Gedanken beim Kinde und meint nun, auch die Erlebnisse seien nicht da. Ich aber habe nur selten in meinem Leben so tief erlebt und gelitten wie damals.“ (*Demian*, S. 37.)

„Und ich, ich weiß nicht, welcher Welt ich angehöre“

Bis zum Ende des Jahres 1892 verhält sich Hesse in Cannstatt äußerlich sehr ruhig. Er beschwört jedoch weiterhin das Bild des überarbeiteten Schülers, der mit seiner Schwäche zu kämpfen hat: „Alle Verfassungen, mathematische Formeln, elektrische Leitungen und Schwingungen, französische Vokabeln etc etc bestürmen mich mit Macht.“ (Ninon Hesse, S. 314.) Seiner Mutter teilt er mit: „Ich freue mich auf Weihnachten, auf Euch und die Freizeit, auf Schlittschuhlaufen und Kerzenduft und Musik und ‚Gudle‘, denn es ist eine andere Welt, in die ich vielleicht nicht passe, aber es ist Abwechslung und Erleichterung für kurze Zeit.“ (ebd.) Hesse skizziert mit wenigen Strichen den idyllischen Höhepunkt eines gutbürgerlichen Daseins. Aber er stellt in Frage, dass er in diese „andere Welt“ hineinpasst. Er lebt demnach in einer zweiten, ihm eigenen Welt, die sich mit der des Elternhauses nicht vereinbaren lässt. Und diese eigene Welt ist von einer verzehrenden Intensität, die nur vorübergehende Ablenkung zulässt. Einige Zeilen später taucht das Bild von den zwei Welten noch einmal auf: „Inspektor Feldwegs grüßen, auch Pfarrer Oehlers, die ich heute besucht habe. Nette Leute! Sie gehen in ihrer Sache und Familie auf – und ich, ich weiß nicht, welcher Welt ich angehöre und wäre nur gern ein anderer und hätt’ es gern anders und weiß doch nicht wie? wie.“ (ebd.)

Diese Befindlichkeit, die der fünfzehnjährige Hesse beschreibt, ist typisch für die literarische Romantik: Repräsentative Figuren der bürgerlichen Welt – „Inspektor Feldwegs“, „Pfarrer Oehlers“ – werden aus der ironischen Perspektive einer isolierten, gefährdeten, meist künstlerischen Existenz wahrgenommen: „Nette Leute! Sie gehen in ihrer Sache und Familie auf.“ – Dann folgt der abrupte Rückzug in die Innerlichkeit: „– und ich, ich weiß nicht, welcher Welt ich angehöre.“ Dieser plötzliche Stimmungsumschwung ist ebenfalls bezeichnend für die romantische Gefühlslage. Die intensive Erfahrung der

eigenen Welt bleibt auf das isolierte Ich beschränkt und kann sich mit der modernen bürgerlichen Arbeitswelt nicht vermitteln. Hesse konnte diese Problematik zum Beispiel Eichendorffs „Taugenichts“ entnehmen, den er nicht zufällig in seiner Cannstatter Dachstube zu studieren beginnt: „Alles ist so fröhlich“, heißt es da, „um dich kümmert sich kein Mensch. – Und so geht es mir überall und immer. Jeder hat sein Plätzchen auf der Erde ausgesteckt, hat seinen warmen Ofen, seine Tasse Kaffee, seine Frau, sein Glas Wein zu Abend und ist so recht zufrieden; (...) Mir ist's nirgends recht. Es ist, als wäre ich überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet.“ (Eichendorff, S. 21.) Einzig die künstlerische Produktivität könnte diese gesteigerte isolierte Innerlichkeit objektivieren und zur bestehenden Gesellschaft in Beziehung setzen. Hesse jedoch weiß, dass er diesen Berufswunsch nicht äußern kann, ohne unfehlbar in einer Anstalt zu landen. So sehnt er sich aus seiner Identität hinaus, wäre gern ein anderer und fragt nach dem Wie.

Bereits im nächsten Satz wechselt Hesse umsichtig das gefährliche Thema. Er fährt fort: „Doch gottlob entreißt mich die Prosa jetzt diesen Träumereien: Es ist Nachtessenszeit, ich muss zu Geigers.“ (ebd.) Er verharmlost seine romantische Sensibilität als „Träumereien“, d.h. er wählt die Sprache des Bürgertums, das die dichterischen Anwandlungen gerne als weltfremd und überspannt interpretiert. Aber es findet sich trotzdem ein versteckter Hinweis in dieser so harmlos scheinenden Nebenbemerkung – das Wort „Prosa“. Hesse wusste, auf welchen romantischen Gegensatz er mit diesem Begriff anspielte – die „Poesie“, die er freilich mit keinem Wort erwähnen darf. Und er schließt sein Schreiben erneut mit einer leisen Ironisierung der bürgerlichen Welt: „Ade Ihr Lieben, seid fröhlich und glücklich und gesund und sorgt ja für recht schöne Lebkuchen zum Christfest!“ (ebd.) Aber ich, so könnte man hinzufügen, ich weiß nicht, welcher Welt ich angehöre. - In dem Kapitel „Zwei Welten“, womit Hesse seinen Roman *Demian* eröffnet, gibt er einen tiefen Einblick in seine damalige Gefühlslage: „Mein Zustand zu jener Zeit war eine Art von Irrsinn. Mitten im geordneten Frieden unseres Hauses lebte ich scheu und gepeinigt wie ein Gespenst, hatte nicht teil am Leben der anderen, vergaß mich selten für eine Stunde.“ (*Demian*, 28.) Und an anderer Stelle bemerkt er: „Ich führte das Doppelleben des Kindes, das doch kein Kind mehr ist.“ (ebd., 49.)

„Wozu all diesen Wahn des Herzens?“

Ist Hesse in Cannstatt also ein waschechter Romantiker? Seine Doppelsexistenz als werdender Dichter und Sohn aus bürgerlichem Hause, seine frühe Wahrnehmung des schmerzhaften Widerspruchs zwischen poetischer und prosaischer Gemütsverfassung legen das nahe. Hesse muss diesen Konflikt noch unvermittelt leben und austragen. Solange er, vorläufig ohne berufliche Perspektive, über den Gegensatz nicht hinausgekommen ist, lebt er tatsächlich in zwei Welten. Und noch als reifer Autor, im *Steppenwolf* (1927), dramatisiert er den scharfen Konflikt zwischen künstlerischer und bürgerlicher Lebensform: „Denn dies haßte, verabscheute und verfluchte ich von allem doch am innigsten: diese Zufriedenheit, diese Gesundheit, Behaglichkeit, diesen gepflegten Optimismus des Bürgers, diese fette gedeihliche Zucht des Mittelmäßigen, Normalen, Durchschnittlichen.“ (*Steppenwolf*, 31.) In seiner Cannstatter Zeit freilich ist Hesse noch weit von dieser radikalen, besonders von Nietzsche inspirierten Angriffslust entfernt. „Man muss sich in sich selber völlig verkriechen können wie eine Schildkröte“, schreibt er über seine Jugend im *Demian* (S. 66). Und exakt so hat er sich gegen die Eltern verhalten: Kein Wort fällt über seine eigentlichen Absichten, seine Berufung. Er gibt nichts schriftlich. Er panzert sich ein und bewahrt sich. Und in dieser hochgradig abgeschotteten, isolierten und dichterischen Subjektivität trägt Hesses Leben in Cannstatt durchaus noch romantische Züge. In dieser Stimmung, geschützt in seinem Dachstübchen, beginnt er neben Eichendorffs „Taugenichts“ auch Heinrich Heine zu lesen, den spätesten, reflektiertesten und ironischsten Dichter, den die Tradition der Romantik hervorgebracht hat. Und noch ein weiteres, sehr wichtiges Attribut der Romantik hat Hesse bereits nach Cannstatt mitgebracht: das Motiv der verschmähten Liebe und die daraus resultierende Todessehnsucht.

Über Weihnachten und Neujahr (1892/93) besuchte Hesse seine Eltern in Calw. Die Mutter notiert in ihrem Tagebuch: „Hermann war ganz erstaunlich lieb, ruhig, verträglich“ (Ninon Hesse, S. 316.) Er scheint also wieder Anschluss an die andere Welt gefunden zu haben. Mit gutem Sinn für dramatische Effekte, beim Abschied, zerstört er aber wie üblich die Nähe und zieht sich in seine intensive Innenwelt zurück. Die Mutter fährt fort: „Doch sagte er mir vor der Abreise: ‚Täusche dich nicht über mich; ich bin noch ganz ebenso krank und unglücklich wie damals in Boll und stürbe am liebsten gleich!‘“ (ebd.) Hesse lässt die Schlussfolgerung nicht zu, dass er jetzt, im bürgerlichen Sinn, geheilt

sei. Aber er ist diesmal nicht vorsichtig. Er rückt von seiner rationalen Verschleierungstaktik ab. Er betont seine Krankheit, nicht etwa seine Schwäche. Und er spielt auf die Ereignisse in Bad Boll an: Dort war Hesse nach seiner Entfernung aus dem Maulbronner Seminar in einer christlichen Heilanstalt untergebracht worden. Der Leiter, Christoph Blumhardt, genoss einen sehr guten Ruf als Exorzist und Gebetsheiler. Hesse hatte viele Freiheiten, verliebte sich aber ebenso rasend wie aussichtslos in eine zweiundzwanzigjährige Frau, der er sich kaum zu nähern wagte. Seine erhitzte Phantasie idealisierte sie zur großen Liebe, die herb enttäuscht wurde. Hesse besorgte sich daraufhin eine Pistole, unternahm einen Selbstmordversuch und wurde in die reguläre Nervenheilanstalt in Stetten eingewiesen. Darauf anzuspieren war also äußerst unklug, aber nicht nur unklug. Seine erwachende Sexualität, angereichert durch literarische Romantik, verdrängt hier mächtig das sonst so sorgfältig gehütete Ziel, Dichter zu werden. Und kurzfristig verliert der erst Fünfzehnjährige seine so frühreife Selbstkontrolle. Das Motiv der Liebesehnsucht ist zu stark. Auch für ihn. Es überwiegt sogar die Angst vor der Rückkehr in eine Anstalt.

Dabei hatte er doch schon ein wichtiges Etappenziel auf dem Weg zum Dichter erreicht. Einen Tag vor seiner erneuten Abreise nach Cannstatt hatte die Stuttgarter Kultministerialabteilung die kostenfreie Entlassung Hesses aus dem Seminarverband schriftlich bestätigt. Hesse könne, so heißt es dort, „mit Rücksicht auf seine Gesundheit die theologische Laufbahn nicht weiter verfolgen“ (Ninon Hesse, S. 320). Diese Laufbahn hätte professionelles Dichten unmöglich gemacht. Hesse wäre unfehlbar in die Fußstapfen seines Vaters und Großvaters getreten, die mit unermüdlicher Gelehrsamkeit für den renommierten Calwer Verlagsverein tätig waren und beide als Missionare in Indien gewirkt hatten. Sein Vater selbst hatte mit sicherem Instinkt die poetischen Bestrebungen des Sohnes nach der Flucht aus dem Seminar festgestellt: „Du hast so viel privatim gelesen, seit Du in Maulbronn bist, soviel mit deutscher Literatur und auch mit eigenem Dichten dich beschäftigt, daß wir nicht glauben können, es sei Dir genug Zeit und innere Kraft übrig geblieben für die eigentliche Arbeit.“ (Ninon Hesse, S. 185.) Und er mahnt im gleichen Zusammenhang, dass der schriftstellernde Sohn sich nicht vorschnell gegen die theologische Laufbahn aussprechen solle: „Ferner hat uns wehe getan, daß Du voreilig schon meinst, Du werdest ja doch nicht Theologie studieren. Nimm's doch damit nicht leicht. Warte doch ab.“ (ebd.) Wieder einmal hatte sich der Sohn am Ende durchgesetzt. Hesses Entlassung aus dem Seminarverband zerstörte die Hoffnungen des

Vaters endgültig. Und gerade die „uneigentliche Arbeit“ des Dichtens war ihm natürlich längst schon zur eigentlichen Tätigkeit geworden. Nur der Weg über das Gymnasium allerdings konnte ihn weiter von den Eltern emanzipieren – doch ausgerechnet jetzt versagt seine Klugheit, ausgerechnet jetzt begibt er sich in Gefahr, als Nervenkranker von der Gesellschaft entfernt und entmündigt zu werden.

Die nächsten Briefe aus Cannstatt zeigen auch deutlich, dass die Verarbeitung seines Liebesabenteuers in Bad Boll nicht abgeschlossen ist. Hesse schreibt seiner Mutter: „Turgenjeff sagt, es gewähre einen angenehmen Schmerz, vernarbte Wunden wieder aufzureißen. So geht mir's auch.“ (Ninon Hesse, S. 321.) Er legitimiert sich also mit einer literarischen Autorität. Dann erzählt er, Bad Boll sei der letzte Ort gewesen, wo er sich eine Zeit lang wohl gefühlt habe. Und er entwirft ein ausführliches psychologisches Porträt seiner selbst: „Ich bin fast noch ein Knabe und komme mir seit dem letzten Frühjahr so gealtert vor, ich habe seitdem so viel erlebt, wovon Du ja zum Teil weißt. Es war zu viel in zu kurzer Zeit; auf die schreckliche Aufregung, die bis Stetten und Basel dauerte, folgte die Abspannung; monatelang waren alle meine Nerven unausgesetzt in fieberhafter Aufregung; jetzt ist der ärgste Sturm vorüber, aber er hat die Blüten vom Baum mitgenommen und jetzt hängen die Zweige müde herab.“ (ebd.) Das alles klingt wie die überlegte und überlegene Analyse eines Erwachsenen, der in Erinnerungen schwelgt. Die Metapher vom Baum, der seine Blüten verloren hat und dessen Zweige jetzt müde herabhängen, scheint ebenfalls ein bewusstes poetisches Manöver. Hesse versucht mit diesem rhetorischen Mittel seine Mutter an sich zu binden und gleichzeitig den Vater als Repräsentanten der prosaischen Welt auszuschließen: „Du verstehst mich wohl ein wenig. Papa als Mann und Gelehrter etc etc wird wohl all das, was ich schreibe, für unnützes, erdichtetes Gerede halten.“ (ebd.)

Nachdem er also mit seiner Mutter eine poetische Koalition gegen die prosaische Männerwelt des Vaters geschlossen hat, setzt er zu einer zweiten, diesmal heftigeren Analyse seines Zustands an: „... es gab eine Zeit, wo mich die Schule, der Lehrer fesselte, wo ich Freunde suchte und mich an Altersgenossen anschloß und eine andere Zeit, wo ich in Irrealem schwebte. Wo ich alles in schönerem Licht sah; all das erreichte den Höhepunkt in dem schmerzlich-süßen Gefühl der Liebe, in Singen und Werben – dann ein jäher Abschluß, Verzweiflung, Wahnsinn, und dann tiefe, dunkle, schwüle Nacht.“ (ebd., S. 322.) Hier schildert Hesse wieder den romantischen Konflikt zwischen den

beiden Welten, zwischen der bürgerlichen Normalität und seiner schönen Innenwelt. Und echt romantisch findet das intensive Innenleben seinen Höhepunkt im Singen und Werben um eine geliebte Frau – Hesse wird vielleicht auch hier Eichendorffs „Taugeichts“ vorgeschwebt haben. Das schmerzlich-süße Gefühl der Liebe, die Liebe als paradoxe Empfindung von Vereinigung und Getrenntheit gehört ohnehin ins Standardarsenal romantischer Liebeslyrik. Die sprachlichen Äußerungen Hesses bleiben also stets literarisch, bleiben reflektiert, auch dort, wo er die Kontrolle über sein Gefühlsleben verliert. Im zweiten Teil seines Bekenntnisses spricht er direkt von „jähem Abschluß, Verzweiflung, Wahnsinn“ und endet in „tiefer, dunkler, schwüler Nacht.“ In seiner Situation ist das ein Empfehlungsschreiben an Stetten, aber sein Stil wirkt sehr intensiv, indem er die Konjunktionen weglässt und die Nomen bzw. Adjektive dicht aneinander reiht.

Noch einmal allerdings gelingt ihm eine Kehrtwende. Man könnte seinen Brief als Reminiszenz lesen, die vom ästhetischen Reiz des distanzierten Zurücksehens lebt; als stilisierte Erinnerung, wofür er Turgenjeff als Gewährsmann zitiert hat: „Ja, es ist wirklich angenehm für mich“, schreibt er weiter, „dies alles wie in einem Guckkasten Bild für Bild zu sehen.“ (ebd.) Plötzlich folgt auch eine langatmige Versicherung, dass er über all diese Gefühle, die ihn damals bewegten, lachen möchte. Alles sei nur Einbildung: Freundschaft, Liebe, Wissenschaft, Ideale. Doch die Konsequenzen sind hart: Wenn das Poetische in der Welt substanzlos ist, dann muss man sich von allem trennen: „Einige Blumen, Gedichte etc, die mich an solche Zeit erinnerten, hab ich ins Feuer geworfen – wozu den Schund, wozu all diesen Wahn des Herzens, wozu überhaupt das dumme elende Herz! Und auch was ich jetzt sage, schmeckt so dumm nach ‚Romantik‘, gegen meinen Willen. Drum bin ich lieber still!“ (ebd.) Hesse hat Recht. Er steht in der Tradition romantischen Lebensgefühls: Selbst die radikale Vernichtung des Poetischen führt über den Konflikt mit der Prosa keineswegs hinaus. Solange das so genannte „Herz“ keine Perspektive jenseits der Gegensätze findet, bleibt es in der romantischen Gefühlswelt unentrinnbar befangen. Keiner hat das übrigens besser dargestellt als der Ironiker Heine, der ja vor allem die Romantik ironisierte und sich gleichzeitig weigerte, über sie hinauszugehen. Hesse mag das in seiner Cannstatter Mansarde bei ihm gelernt haben.

Das Antwortschreiben der Mutter liegt leider nicht vor. Es enthält wohl die üblichen christlichen Ratschläge, also Geduld und Gottvertrauen. Hesse erwidert, dass sie ihn

offenkundig nicht verstehe. Und er fällt in einen Ton zurück, den er bei seinem Aufenthalt in Stetten schon einmal angeschlagen hatte: den des ungläubigen Nihilisten: „Wenn ich all den ‚heiligen Geist‘ hätte, den Ihr mir wünscht, so wär ich längst ein großer Apostel.“ (Ninon Hesse, S. 323.) Nach dieser Sentenz geht er zum Frontalangriff über: „Und auch Dein ‚Gott‘! Er kann ja existieren, kann sogar ganz so sein, wie Du ihn Dir denkst; aber mich interessiert er nicht. Glaube nicht, mich auf diese Weise irgendwie zu beeinflussen.“ (ebd.) Noch scheint Hesse jedoch bemüht, den Konflikt mit den Eltern nicht eskalieren zu lassen. „Übrigens bemitleide ich Dich; denn Du denkst mit Sorge und Mitleid an mich (...). Ich sitze da in Cannstatt und lebe und lerne, was ist da zu sorgen und zu bemitleiden. Wenn Du glaubst, ich sei traurig über das letzte Jahr, über Enttäuschungen, Liebesschmerz; mich quäle die Reue wegen des Selbstmords, irrst Du Dich. Daß meine Ideale von Welt und Liebe und Kunst und Leben und Wissen etc verknallt sind, darüber gräme ich mich wenig. Denn alle diese Träume, der Wunsch, geliebt zu sein, etc, waren ja unnötig und unsinnig.“ (ebd.) Die Sprache zwar ist diesmal gemäßiger („unnötig und unsinnig“), aber das Eingeständnis der totalen poetischen Niederlage schmeckt immer noch nach Romantik: „– wozu den Schund, wozu all diesen Wahn des Herzens, wozu überhaupt das dumme elende Herz!“

Unfreiwillig gesteht das Hesse in den folgenden Zeilen selbst ein. Denn zurück bleibt offenkundig eine große innere Leere: „Aber ich interessiere mich für nichts“, schreibt er weiter. Darauf knüpft er sich den Schulstoff vor: „... alles, alles ist mir einerlei: Ob diese lateinische Satzperiode klassisch ist oder nicht, ob dieser Funke negativ oder positiv ist, ob dieser Kirchenvater ein Römer oder ein anderer Esel gewesen, ist mir so ganz einerlei.“ (ebd.) Über seinen künftigen Beruf nachdenkend, ergreift ihn seine zutiefst romantische Stimmung aufs Neue. Denn er malt ein konventionelles satirisches Bild des Philisters, wie er bei Heine, Eichendorff oder E.T.A. Hoffmann im Buche steht: „Und damit soll ich mich beschäftigen, daran weiterarbeiten, solches später studieren! Ich könnte Dr. phil., Professor, vielleicht sogar irgendein Studienrat oder so was werden, der das Privilegium hat, dumm zu sein und einen großen Bauch und seidne Weste mit goldener Uhrkette zu tragen, oder sich hypochondrisch in Papieren und Karten und Büchern zu begraben.“ (ebd., S. 323f.) Damit bricht er den ersten Teil des Briefes unvermittelt ab. Die Flucht aus der Romantik ist gescheitert.

„Ich fürchte nichts – höchstens mich selber!“

Wenige Stunden später setzt Hesse den Brief fort. Jetzt sieht er selbst ein, dass er einer Täuschung erlegen ist: „Es war mir eine angenehme Einbildung, ich hätte gelernt, alles zu verachten und jetzt – ist es nichts damit. (...) Ich glaubte, ‚das Herz‘ ganz überwunden zu haben, glaubte, über alles ‚Romantische‘ weg zu sein; und heute Nachmittag hatt’ ich wieder so einen häßlichen Anfall, wie seit Basel nimmer.“ (ebd., 324.) Er habe „im Eichendorff“ gelesen und alles sei wieder über ihn gekommen: „das trübe Herzweh, der grüttelnde Liebesschmerz, die Erinnerung an alles, was ich in Boll erlebt.“ (ebd.) Daraufhin lässt Hesse endgültig alle Vorsicht außer Acht und schreibt seiner Mutter über einen neuen Selbstmordversuch: „Ich nahm rasch einige Bücher, ohne Auswahl, und kaufte in Stuttgart dafür – einen Revolver. Und jetzt sitz ich wieder da und vor mir liegt das rostige Ding.“ (ebd.) Wenig beruhigend fügt er hinzu: „Ich habe mich diesmal überwunden, oder war ich feige!“ Was folgt, ist ein ergreifender Hilferuf:

„... mein Kopf ist voll Wust und Lärm, und ich möchte jemand wissen, zu dem ich sagen könnte: Hilf mir! Jetzt wirst Du wohl gleich Jesus und Gott bringen, aber ich kenne sie nicht; doch möchte ich zu jemand sagen: Hilf, hilf mir! Aber das müßte einer sein, der mich versteht, und der die Macht hätte, mich in eine andre Welt zu versetzen.“ (ebd.)

Hier blitzt, unter großem emotionalem Druck, noch einmal das Bild von einer anderen Welt auf. Diesmal aber, so analysiert Hesse selber, hat er jeden Halt verloren. Denn sein Interesse für die Poesie scheint erloschen: „Wenn es etwas gäbe, das mir gefiele oder lieb wäre, so hätte ich einen Halt, einen Trost. Früher konnte ich mich z.B. in Schiller vergessen, aber ich liebe ihn nimmer, überhaupt ist mir die Poesie nimmer ein Trost (...).“ (ebd.) – Was ist das? Ein pubertärer, hochsensibler Jüngling, der am Liebeskummer leidet? Dessen sinnliche und geistige Intensität alle Poesie auf eine Herzensaffäre konzentriert hat und der sich nun das Leben nehmen will? Vielleicht. Er wäre der Erste sicher nicht. Sein Wunsch, Dichter zu werden, geht in der enttäuschten Leidenschaft jedenfalls unter, und das ist ein Alarmsignal, denn dieser Wunsch hat ihn immer wieder handlungs- und anpassungsfähig gemacht. Sehr glaubhaft ist sein Ruf nach Hilfe, nach jemandem, dem er sich anvertrauen kann und der die Macht hat, ihn in eine andere Welt zu versetzen. Dieses Motiv einer alles Leben verwandelnden Freundschaft hat er später, in *Narziß und Goldmund*“ (1930) und vor allem im *Demian*, immer wieder

sprachlich gestaltet. Wahrscheinlich ist es ein Nachklang jener Verzweiflung, wo dem jungen Hesse die Poesie abhanden kam, wo die Selbstzweifel zu stark waren, wo er einen Demian in der Realität dringend gebraucht hätte. – Oder ist der fünfzehnjährige Hesse ein Meister der Gefühlsmanipulation, ist seine Strategie weit tiefer noch, weit unberechenbarer noch, als dieser Essay behauptet? Konstruiert er eine Stimmung, die für seinen künftigen Berufswunsch förderlich ist? „Wenn ich so gar nichts weiß“, schreibt er weiter, „was mir Freude macht, mir lieb ist, so hat es für mich keinen Zweck zu sein.“ (ebd.) Wenn ich also nicht Dichter sein darf, so könnte man schließen, bringe ich mich um. Dafür spricht weiter das Beharren auf seiner Identität, versetzt mit einer klaren Selbstmorddrohung: „Ob Ihr schelten oder Euch betrüben werdet, ob Ihr über mich lacht, schimpft oder weint; ich bleibe derselbe unglückselige Narr und am Ende – wer weiß? Zwar augenblicklich hab ich die Hand zurückgehalten mit der Waffe – wozu?“ (ebd., S.325.)

Doch scheint das, vor allem wenn man die drohende Heilanstalt und das Alter Hesses berücksichtigt, nicht glaubhaft. Interessant aber bleibt, dass diese Lesart immerhin möglich ist, dass sie vielleicht unbewusst von Hesse inszeniert wurde. Aus dem Brief geht außerdem hervor, dass sein Hilfeschrei letztlich seiner Mutter gilt. In einem Postskriptum versucht er noch einmal, sich mit ihr zu verbünden – eine poetische Allianz gegen den Vater zu schmieden: „Ich schreibe eigentlich nur Dir, Mutter. Ich könnte das alles Papa nicht sagen;“ und er deutet im gleichen Atemzug seine Entschlossenheit zum Suizid an: „nicht daß ich mich vor ihm fürchtete – o nein! Ich fürchte nichts – höchstens mich selber!“ Seine abschließende Äußerung klingt aber wieder erheblich vorsichtiger: „Aber bitte, laß Geigers nicht zu viel wissen – sie sind ja gute Leute, aber – so gewöhnlich und brav und normal und – so praktisch! Du wirst mich verstehen.“ (ebd.) Die Absicht ist jedoch die gleiche: Du bist doch auf meiner Seite, du kennst die Mängel der prosaischen Welt, du sympathisierst mit mir. Nur einen Tag später, am 21. Januar 1893, ist die Mutter bei ihrem Sohn in Cannstatt. Allein.

„Der Hermann ist wieder krank, seht doch!“

Hermann Hesse bewies immerhin guten Instinkt, sich mit seinen gefährlichen Offenbarungen an die Mutter zu wenden. Marie Hesse wurde 1842 in Talatscheri (Indien) geboren. Sie war die Tochter des Missionars Dr. Hermann Gundert, eines angesehenen Theologen und Sprachgelehrten. Sie wuchs in der Schweiz auf und kam 1854 in das „Töchterinstitut Kornthal“. Ähnlich wie ihr berühmter Sohn hatte auch sie die bürgerlichen Spielregeln wenig beachtet. Sie fiel wegen ungebührlichen Betragens und schlechten Umgangs auf. Sie las heimlich Schillers Gedichte, sammelte eifrig Liebeslyrik und war literarisch produktiv. Daraufhin veranlassten die Eltern in Indien ihre Entfernung aus dem Institut. Sie lernte mühelos Englisch und Französisch und trat als Fünfzehnjährige schließlich die Überfahrt nach Indien an. Während der Schiffsreise verliebte sie sich in einen wesentlich älteren Engländer namens John Barns - einen „impulsiven Weltmann“ (Ninon Hesse, S. 555.), wie die Eltern meinten. Er hielt sofort um ihre Hand an, wurde aber zurückgewiesen. Marie verfällt in tiefe Depressionen, bekennt sich aber nach einem Jahr rückhaltlos zur missionarischen Arbeit. 1860 kehrte sie mit ihrem erkrankten Vater nach Europa zurück und lernte kurz darauf den jungen Missionar Charles Isenberg bei Bekannten in Cannstatt kennen. 1865 heirateten sie – und sie erfährt, dass der Weltmann Barns sich nach ihr verzehrt und die ganze Zeit auf sie gewartet habe. 1870 schließlich verliert sie ihren ersten Mann und zieht zu ihrem Vater ins Calwer Verlags- haus, wo sie Johannes Hesse kennen lernt und ehelicht. - Sie hatte also ein bewegtes Leben hinter sich, das von romantischen Zügen nicht frei war.

Aus der literarischen Sicht des Sohnes geriet sie später zur bewahrenden Urmutter schlechthin. Hesse verehrte in ihr das „glühend dunkeläugige, in Hingabe und Liebe unerschöpfliche, in Herzlichkeit und Werbung strahlende Wesen der Mutter“ (Ninon Hesse, S. 559). Freudianer mögen hier nicht zu Unrecht einen starken Ödipuskomplex vermuten. Doch weit produktiver als dieser Aspekt wurde vor allem die vorbildliche Lebensstufenmentalität der Mutter, die für Hesse so wichtige Fähigkeit, sich tapfer in neue Bindungen eines stets wechselhaften Geschicks zu ergeben. Nach ihrer Ver- ehelichung mit Hesses Vater z. B. schreibt sie charakteristisch unsentimental: „So bin ich denn wieder eine glückliche Gattin, an der Seite eines treuen Mannes, der mir helfen will auf dem Weg zur oberen Heimat, und mir besonders eine große Stütze ist in der Erziehung meiner Knaben.“ (Ninon Hesse, S. 557) Und noch in ihrem letzten Brief, kurz

vor ihrem Tod (1902), behält sie ihre Ergebenheit in das Schicksal bei: „Die Liebe und die Arbeit sind doch das Beste im Leben.“ – „... man ist dankbar für alles, was Gott an Frucht geschenkt, man grämt sich auch nimmer über abgefallene Knospen.“ (Ninon Hesse, S. 558f.) Wenn Hesse also auf Verständnis für seine Lage hoffen durfte, dann sicher bei der Mutter, bei der fleißigen Brief- und Tagebuchschreiberin, die um das Poetische aus eigener Erfahrung wusste.

Der Sohn ruft, die Mutter kommt: „21. Januar reiste ich nach Cannstatt, da Hermann geschrieben, er habe von seinen Schulbüchern verkauft und ein Pistol gekauft, da ihm das Leben zu schwere Last. Finde ihn sehr krank, zornig, unglücklich.“ (Ninon Hesse, S.326.) Offenkundig greift Hesse, neben seiner extremen Impulsivität und melancholischen Innerlichkeit („zornig“ und „unglücklich“), auf eine bewährte Taktik zurück: die Krankheit. Schon in seinem letzten verzweifelten Schreiben an die Mutter findet sich die völlig zusammenhangslose, übrigens „prosaische“ Bemerkung, dass sein böses Kopfwiederkere. Dies ist, besonders seit seiner heimlichen Dichterexistenz in Maulbronn, stets ein bewährter Schutz der Innenwelt gegen die wesensfremden Ansprüche der Außenwelt. Doch vorerst überwiegt der mächtige Willensdrang, den die Mutter seit seiner frühesten Kindheit kennt. Hesse möchte das Gymnasium verlassen, drängt auf den Examenstermin an Ostern, will um jeden Preis seinen Aufenthalt in Cannstatt verkürzen. Er schickt die Mutter zu „Rektor Kapff und Professor Osiander“. Und sie berichtet verwundert, dass diese Hermann „lobten“. Daraufhin schrie er seine Mutter an und bekam einen Tobsuchtsanfall. Er will nicht hören, dass er sich gut entwickle. Er sieht seine alte Taktik, wonach er überfordert sei, durchkreuzt, ein Umstand, den die Eltern dem bereits zitierten Schreiben des Präzeptors längst hätten entnehmen können. Erst auf dem Weg zum Bahnhof scheint sich der Sohn seiner prekären Lage wieder bewusst zu werden, denn dort sei er wieder „freundlich und zugänglich“ geworden. (Ninon Hesse, S. 326.) Bei der Abfahrt der Mutter besann er sich wohl, dass jetzt unausweichlich die Nervenheilanstalt drohte.

Fortan sorgt er jedenfalls für positive Signale, um den Schaden zu begrenzen. Frau Geiger schreibt wenige Tage später an die Mutter, „dass Ihr Kommen von großem Wert war, denn seitdem ist Hermann wieder der alte.“ (Ninon Hesse, S. 327.) Und für Hesse ist wichtig, dass diese positive Stimmung mit seinem Anliegen verknüpft wird, das Gymnasium möglichst früh zu verlassen: „Gewiß hat Ihr Eingehen auf Hermanns Wunsch,

das Examen betreffend, ihm wieder neuen Mut gemacht, und mein Mann glaubt gewiß, dass der Mut bis Ostern vorhalten werde.“ (ebd., 328.) Der junge Sprachkünstler hatte die Präzeptor-Familie also ganz in seinem Sinne bearbeitet, denn er wusste natürlich, dass ein reger Briefverkehr nach Calw bestand. Und wohlweislich hatte er darauf gedrängt, dass Geigers nichts von seiner Krise erfuhren. Auch ein Onkel aus Stuttgart, David Gundert, vermutlich von der Mutter alarmiert, besucht Hermann und äußert sich positiv. Frau Montigel schließlich, die Besitzerin von Hesses Dachstüblein, meldet: „Lieb Hermann befindet sich ganz wohl.“ (Ninon Hesse, S. 328.) Hesse scheint wieder zur Besinnung gekommen zu sein. Und das war bitter nötig. Denn noch am 1. Februar 1893, nach Eingang all der beruhigenden Botschaften, erkundigt sich die Mutter bei einer Bekannten nach einer Nervenheilanstalt in Heilbronn: „Unser armer Hermann ist seit November in Cannstatt im Gymnasium, wo er im März die Prüfung fürs Einjährige noch zu machen hofft. Längeres Studieren ginge nicht. Leider hat er auch Abneigung gegen jeden anderen Beruf und Handarbeit, die doch so zuträglich für ihn wäre. Wir wissen noch nicht, wohin mit ihm.“ (Ninon Hesse, S. 329f.) Der Berufsweg von Hesse, seine hartnäckige Weigerung, sich zu irgend etwas zu bekennen, ist auch hier das zentrale Anliegen der Eltern. Er hat große Mühe, die Dinge wieder ins Lot zu bringen, um so mehr, da sein Liebeskummer den Traum vom Dichterleben stark in den Hintergrund seines Bewusstseins gedrängt hat.

Seine Zielorientiertheit jedoch bleibt. Rektor Kapff schreibt bereits zwei Tage nach dem Besuch der Mutter „in durchaus empfehlenden Sinn“ (Ninon Hesse, S. 327.) an die Kultministerialabteilung in Stuttgart. Hesse soll schon im Frühjahr das Examen ermöglicht werden. Den Briefverkehr mit seinen Eltern setzt er vorläufig aus. Er leitet aber, über Präzeptor Geiger, Informationen nach Calw, die ihn als Kranken präsentieren. Fehlzeiten in der Schule, enorme Stimmungsschwankungen, heftige Kopfschmerzen, standhafte Weigerungen zu essen oder zu sprechen werden den Eltern gemeldet. Er vermeidet jedoch verfängliche Anspielungen auf seinen Liebeskummer und den Hang zum Suizid. Auf einem Spaziergang präpariert er den Präzeptor mit einer rationalen Erklärung, die ebenfalls postwendend nach Calw gelangt: „Ich unterhielt mich cca dreiviertel Stunden sehr lebhaft mit ihm und erfuhr unter anderem, daß ihm eben die jungen Leute seines Alters durchaus nicht genügen, da er sich von denselben durchaus nicht verstanden weiß (...).“ (Ninon Hesse, S. 331.) Das Signal ist: Beunruhigt euch nicht, ich bin eben extrem frühreif und habe ganz natürliche Probleme damit. Selbst den

abschlägigen Bescheid von der Schulbehörde, die das Examen erst im Sommer erlaubt und ihn drei weitere Monate an das Gymnasium bindet, nimmt er sehr kontrolliert entgegen. Er zieht sich auf sein Zimmer zurück und erklärt, „er wisse wohl, daß er außer Latein und Griechisch das Pensum der 7. Klasse nicht absolviert habe.“ (Ninon Hesse, S. 333.) Auch den Eltern schickt er ein paar kurze Zeilen: „Den Stuttgarter Wisch hab ich an meine Wand genagelt, wo er sich gut ausnimmt.“ (Ninon Hesse, S. 334.) Der Onkel aus Stuttgart macht ebenfalls noch einmal seine Aufwartung und meldet: „Frau Präzeptor Geiger war heute da, Hermann esse so wenig etc., lese Turgenjew und Heine, etc. Ich traf ihn aber besser als ich erwartete; er hat ernstlich im Sinn, im Juli das Einjährigen-Examen zu machen, ärgert sich, daß man über Schlafen und Nichtessen so viel Wesens mache, war dann aber doch wieder lieb und soweit zutraulich.“ (Ninon Hesse, S. 334.) – Dies alles spricht insgesamt für sein wieder erwachtes Bewusstsein, dass er seine Position in Cannstatt unbedingt halten will.

Interessant ist, dass Hesse es nicht bei seinen Hinweisen auf Krankheitssymptome bewenden lässt. Im Unterschied zu seiner Maulbronner Zeit verfeinert er seine Rhetorik beträchtlich. Er kombiniert insbesondere seine Kopfschmerzen mit einer morbiden Todes- und Grabesmetaphorik, die mehr als unpersönlicher Weltschmerz denn als Liebeskummer zu interpretieren ist: „Manchmal mein ich“, so schreibt er vier Wochen nach seiner Cannstatter Suizid-Epistel nach Calw, „ich sei schon lange gestorben und mein Leben und Tun sei nur ein wüster Totentraum.“ Daran knüpft er einen pathologischen Befund: „... mein Kopf ist so heiß und böse und mein Herz so bang und trüb und mein Auge so schwach!“ Und es folgt wieder der Schwenk zur Todessehnsucht, die aber nicht länger aktiv, nicht mit der Pistole in der Hand geschildert wird. Sie wird verinnerlicht und verselbständigt zu einer fremden Macht, die ihn, den jungen Hesse, mehr in die Position eines schwachen und bemitleidenswerten Opfers, denn als lebensmüden Täter rücken lässt: „Ich möchte schlafen können, immerfort, bis ich erwachte und ein Engel mir sagte, daß jetzt alles verträumt sei.“ Dann bittet er ergreifend seine Eltern um Verzeihung und malt sein passives Bild von der tödlichen Schwäche weiter: „Ich glaube es geht zu Ende mit mir, ich erlösche so allmählich, ich bin so dumm und dumpf und krank und angstvoll und lieblos.“ Es folgt ein kurzer Rückblick auf seine verliebte Zeit in Bad Boll und abschließend eine Reflexion über das Leben, das erneut als fremde und übergeordnete Macht gezeichnet wird, der er nichts entgegenzuhalten habe: „Und das Leben ist ein Unsinn und ein Gewirr von Not und Elend und Arbeit und man muß stark sein, es

zu tragen und ich bin so schwach und so – so – ach was!“ (Ninon Hesse, S. 335.) Nach seinen schweren taktischen Fehlern im Januar hat er einen neuen Stil entwickelt, der Krankheit und Todesmotiv zu einem passiven Stimmungsgemälde verschmilzt, das seine individuelle, höchst persönliche Gefährdung nicht länger thematisieren soll.

Auch im nächsten Brief hält er an diesem Stil fest: „... in meinem Schädel geht es immer bum – bum – bum – bum – so wie Trommeltakte bei einer Beerdigung, oder wie totes, farbloses Glockenläuten einer Kirche.“ Wieder mischen sich sehr expressiv nervöse Reizbarkeit und das Todesmotiv. Hesse setzt sein Schreiben mit einer kurzen Erzählung über ein jüdisches Mädchen aus der Nachbarschaft fort, das gestorben sei. Und ihn verlässt seine rhetorische Selbstkontrolle, indem er den Tod des Mädchens als wahres Glück beschreibt, da sie unscheinbar und hässlich gewesen sei und ohnehin keine erfüllte Liebe gefunden hätte. Damit verrät er den Eltern, dass seine eigene Grabeslyrik immer noch sehr persönlich, d.h. durch seinen Liebeskummer geprägt ist: „Ich wußte, das Mädchen war weder sehr schön, noch sehr witzig noch sehr liebenswürdig und ich glaube, daß sich nie Einer in sie hätte verlieben können. Es ist am besten, daß sie tot ist. (Ein Kamerad von mir sagte, der beste Witz, den sie je gemacht, sei der, daß sie wenigstens früh gestorben sei.)“ Im letzten Abschnitt schließlich entwirft er eine kleine Szene, die den von Kopfschmerzen geplagten kranken Schüler Hesse im Klassenzimmer zeigt: „Gestern glaubte ich, es gehe zu Ende, mitten in der Lektion kam ein Schwindel und Grabhauch über mich und ich senkte den heißen Kopf und fühlte, wie er kühler wurde und meinte, jetzt komme das Ende, ich saß wohl eine Stunde so und konnte nicht lesen und hören und sprechen. Nach der Lektion war ich todmüde und mein Kopf wollte springen. Und als ich dann weggegangen bin, sagten die anderen spottend: ‚Der H. ist wieder krank, seht doch.‘“ (Ninon Hesse, S. 340 – 341.) Ob dieses rhetorische Gemisch aus Neurologie und Todesmetaphern für die ohnehin alarmierten Eltern tatsächlich eine Beruhigung darstellt, muss durchaus bezweifelt werden. Der Zusammenhang zwischen künstlerischer Sensibilität und Krankheit war kaum erforscht. Die Erkenntnisse etwa eines Nietzsche hatte das Pfarrhaus gewiss nicht rezipiert. Die psychologischen Einsichten von Freud, Thomas Mann und nicht zuletzt von Hesse selbst waren ebenfalls erst im Entstehen. Der Weg in die Nervenheilanstalt schien unter diesen Voraussetzungen vorprogrammiert.

Aber Hesse hatte, an diesem entscheidenden Punkt, einfach Glück. Der Großvater aus Calw berichtet, dass er „so tolle Briefe geschrieben (hatte, G.B.), daß man schon meinte, ihn einer Privatanstalt übergeben zu müssen.“ Mit Hilfe des Onkels aus Stuttgart suchte man schließlich einen Arzt auf, der einen Herzfehler diagnostizierte, „welcher das Blut in den Kopf sendet.“ (Ninon Hesse, S. 338f.) Der Doktor rät von dem Plan, seine gegenwärtige Situation zu ändern, entschieden ab. Hesse hat gewonnen. Er bleibt vorerst unbehelligt in Cannstatt, bemüht sich um eine gemäßigte Rhetorik und macht das Examen im Sommer. Was ohne die – wohl anfechtbare – Diagnose des Arztes aus ihm geworden wäre, ist eine interessante, aber letztlich unbeantwortbare Frage.

„Die lustige, fidele Cannstätter Zeit.“

Nachdem seine Situation vorläufig geklärt ist, nimmt sich Hesse in Cannstatt eine Auszeit. Besonders während der Osterferien wird deutlich, dass er sich in der Rolle des amoralischen Dandy gefällt und entgegen der Schulordnung regelmäßig im Wirtshaus sitzt, trinkt, raucht und Schulden macht. So berichtet er nach Calw, dass er neue Bekanntschaften geschlossen habe: „Heute habe ich fidele nette Leute kennen gelernt, einen Deutschitaliener, namens Ottilio Pedotti und einen reichen Russen, Fürst Fritz von Cantacuszène.“ (Ninon Hesse, S. 347.) Die Reichen und Vornehmen also, die außerbürgerliche Welt, faszinieren ihn. Im gleichen Brief schlägt er auch einen neuen Ton an. Die Grabes- und Todesmetaphern werden jetzt durch das Bild moralischer Verkommenheit und Verelendung abgelöst: „Ich bin inzwischen gänzlich verkommen an Leib und Seele, mein Herz ist schwarz geworden wie mein Leben. (...) Ihr dauert mich! So fromme, ehrbare, rechtliche Leute – und der Filius ein Lump, der Moral und alles ‚Heilige‘ und ‚Ehrbare‘ verachtet! Fast schade! Aus mir hätte schon was werden können, wenn ich dümmer gewesen wäre und mich von vornherein mit Religion etc hätte belügen lassen.“ (ebd., S. 346.) Es ist auffällig, dass Hesse just in dieser Stimmung das einzige Mal aus Cannstatt schreibt, was bei all seinen Eskapaden tatsächlich den Grund und Hintergrund bildet – seine Berufung zum Dichter: „Übrigens hab ich neulich ein Lied geschrieben, voll elender, verkommener Resignation, das auf mich paßt und mir also gefällt. – Doch da fällt mir ein, daß Ihr die Poesie in mir (obgleich Ihr ja keine Ahnung habt, welcher Art sie ist) nicht leiden möget und für schädlich haltet, obschon sie mein einziger Trieb, meine einzige Neigung, meine einzige bittersüße Freude ist.“ (Ninon

Hesse, S. 363.) Hier drängt sich demnach die Interpretation auf, dass Hesse die moralische Verkommenheit als Resultat, als Konsequenz der Versagung seines Berufswunsches versteht oder auch verstanden wissen will. Ihr nehmt mir das Einzige, woran mir liegt, dann kommt auch mit den Folgen zurecht!

Hesse will sich offensichtlich radikal der bürgerlichen Welt entziehen. Er kündigt seiner Familie an: „Ich kann keine Liebe ertragen, am wenigsten christliche Liebe.“ (Ninon Hesse, S. 346.) Er sehe sich außerstande, zum Osterfest nach Hause zu gehen. Er habe Angst davor. Zusammen mit einem reichen jungen Amerikaner, einem ominösen Herrn „Gl.“, veranstaltet er ein Intrigenspiel und kommt erst einige Tage später als erwartet nach Calw. Dort wird er erneut von „Gl.“ aufgesucht und fährt mit ihm nach Wildbad. Hesses Eltern geben unwillig ihr Einverständnis. Der Großvater notiert: „Heute hat sich H. H. (Hermann Hesse, G.B.) von einer amerikanischen Familie Gl. nach Wildbad nehmen lassen, es ist ihm augenscheinlich wohl, mit vornehmen Leuten in Berührung zu kommen.“ (Ninon Hesse, S. 348f.) Vornehmheit und Reichtum haben allerdings auch die Eltern in ihrem bürgerlichen Urteil bestochen. Denn kurze Zeit später erfahren sie von Präzeptor Geiger, dass ihr Sohn mit einem „Subjekt“ verkehre, „das sich's zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, junge Leute, besonders Gymnasiasten in seine Netze zu ziehen und zu einem liederlichen Leben zu verführen.“ Mit Gl. also zieht Hesse in Cannstatt und Stuttgart in Kneipen umher, lässt sich von ihm aushalten und macht Schulden. Geiger berichtet weiter, dass Hesse „... in Auflehnung gegen alle Ordnung und mit Ignorierung aller Verbote und aller Rücksicht auf andere (zumal seine Hausgenossen) ganz nach eigenem Sinn und Gelüste leben will und daher schon wiederholt bis tief in die Nacht bzw. bis nach Mitternacht im Wirtshaus gesessen und unter Störung der Nachtruhe seiner Hausgenossen mehr oder weniger betrunken nach Hause gekommen ist.“ (Ninon Hesse, S. 349f.) Vom Präzeptor zur Rede gestellt, offenbart Hesse, dass er am moralisch ungebundenen Dandy- und Ästhetentum Gefallen gefunden hat. Bürgerliche Wertvorstellungen seien schlicht überlebt und von gestern: „Hermann erklärte alles, was man sonst von einem Kinde erwartet, die Gefühle der Dankbarkeit gegen die Eltern, die Rücksicht auf Ehre und Schande, auf den Schmerz der Eltern u.s.w. als hergebrachte und veraltete Ideen, die keinen Wert haben, so daß ich ihm endlich erklärte, daß für ihn eine tüchtige Tracht Prügel das Richtigeste

wäre, um ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß er, wenn auch reich begabt und sehr frühreif die Rechte und Freiheiten des Mannes in Anspruch zu nehmen noch nicht befugt und reif genug, vielmehr nur ein undankbarer 15-16jähriger Bube sei.“ (Ninon Hesse, S.351.)

Zweifellos sind Hesses Kneipenbesuche und der Umgang mit auffällig unbürgerlichen Kumpanen ein Schritt aus der traditionellen Enge des Elternhauses. Großvater Gundert in Calw ist der einzige, der sein Verlangen, aber auch seine Taktik durchschaut: „Nach dem verletzenden Trotz kann er wieder ganz freundlich und bon enfant auftreten, macht aber je und je eine unliebsame Bekanntschaft, läßt sich frei halten und kommt wie ein Stutzer daher.“ (Ninon Hesse, S. 354.) Dies ist das bekannte Wechselspiel von Distanz und Nähe. Und auch das Motiv der Krankheit, die großen Schwierigkeiten in der Schule will er seinem Enkel nicht unbesehen glauben: „Was mich wunder nimmt ist sein locus (Rang in der Schule, G.B.), er ist etwa 3 und 4.“ (ebd.) Und im Gegensatz zu den Eltern versteht er auch die literarische Motivierung Hesses: „Entschieden sagt er sich von allem Glauben los, verachtet alle unsere Bücher und trachtet denen nach, die in Heines Art spotten.“ (ebd.) Bis Pfingsten jedenfalls setzt Hesse sein buntes Treiben fort. Und mit bemerkenswerter Offenheit stellt er sich als heidnischen Hedonisten dar, der auf alle Moral pfeift. Die Mutter zitiert ihn im Tagebuch: „Ihr könnt euch ja auf den Himmel vertragen, aber ich will jetzt hier mein Teil und mirs wohl sein lassen, trotz Gewissen und Gotteswort und Verbot.“ (Ninon Hesse, S. 355.)

Dennoch ist das Stutzer- und Kneipendasein nur eine künstliche Freiheit, da Trinken und Rauchen keinen Inhalt und kein Ziel geben. In den Wirtshausschilderungen im *Demian* hat Hesse selbst sein ambivalentes Verhältnis zu dieser Art von Scheinfreiheit geschildert: „Ich lebte in einem selbstzerstörerischen Orgasmus dahin (...). ... während ich, zwischen Bierlachen an schmutzigen Tischen geringer Wirtshäuser, meine Freunde durch unerhörte Zynismen belustigte und oft erschreckte, hatte ich im verborgenen Herzen Ehrfurcht vor allem, was ich verhöhnnte, und lag innerlich weinend auf den Knien vor meiner Seele, vor meiner Vergangenheit, vor meiner Mutter, vor Gott.“ (*Demian*, S. 75.) Hesses Bruch mit der geistigen Tradition des Elternhauses verlief offensichtlich weniger glatt als allgemein angenommen wird. Doch zweifellos verschafften ihm die Wirtshausatmosphäre und der Umgang mit wohlhabenden adligen Trinkgenossen eine

Atempause: „Es war, als sei ein Fenster in mir aufgestoßen, die Welt schien herein“ und: „... gegen das, was seit Monaten und Monaten mein Leben gewesen war, war dies köstlich, war dies paradiesisch.“ (*Demian*, S. 71, 73.)

Evidenter noch als die psychologischen Probleme des Pfarrhaussohnes beleuchtet Hesses chronischer Geldmangel die Scheinfreiheit des Wirtshauslebens. Im Unterschied zu seinen vornehmen Trinkgenossen, die bürgerlichen Zwängen kraft ihres Wohlstands überhoben waren, fehlte dem erwerbs- und berufslosen Schüler die materielle Basis. Er wusste sich auch hierin geschickt zu helfen, stockte mit Hilfe des Präzeptors seinen Etat auf, weil er sonst keine sozialen Kontakte mit Kameraden pflegen könne, die alle etwas Geld in den Taschen hätten. Er verfiel auch prompt in Depressionen und allerlei Krankheiten, wenn man hierin zögerte. Auf dem Höhepunkt seines Schuldenmachens bittet er den Vater um ein Darlehen – indem er ihn gekonnt unter Zugzwang setzt: „Wenn Du keinen Kredit gibst, gibt es Krach hier oder muß ich irgendwo sonst pumpen, etwa bei Herrn Gl., was mir höchst peinlich wäre.“ (Ninon Hesse, S. 374.) Er wusste genau, an welchen Fäden er ziehen musste, um eine günstige Wirkung zu erzielen. Er wusste aber auch, dass sein Kredit, der moralische wie der materielle, ausgereizt war. Er konsolidiert sich während des Frühsommers und lernt einigermaßen diszipliniert auf das Examen.

Aber seine Rhetorik hält er diesmal konsequent durch. Er lässt indirekt durchblicken, dass sein Außenseiterdasein und seine Verachtung von Christentum und bürgerlicher Welt durch die Ablehnung seiner Berufung zum Dichter begründet ist: „Ich schwärmte für Literatur, Poesie, für Pantheismus und Schönheit. Es war doch viel besser, andere Ideale als Ihr zu haben, als gar keine. (...) Jetzt bin ich selber mein Gott, ich bin fertiger, vollendeter Egoist. So geht es.“ Und er schließt mit einem selbstverfassten Gedicht:

Zu Großem glaubt ich mich oft geboren,
Ich glaubt' einen Helden an mir verloren
Und habe oft darüber nachgedacht,
Wie ich nach Hohem und Edlem wollt' streben –
Doch schließlich hab ich es aufgegeben
Und habe am Ende darüber gelacht.

(Ninon Hesse, S. 377.)

Die Tatsache, dass Hesse literarisch, mit dem Schreiben eines Gedichts, seinen Abgesang auf die Poesie anstimmt, ist freilich ein innerer Widerspruch. Erst nach seiner Cannstatter Zeit wird ihm seine eigentliche Berufung wieder klarer. Bis dahin wertet er seine kurze verliebte Episode in Bad Boll und das tolle Kneipenleben in Cannstatt als vorläufige Höhepunkte seines Daseins: „Zweimal war ich sorglos lustig, in Boll und in der lustigen fidelen Cannstatter Zeit.“ (Ninon Hesse, S. 375.)

„Wir sind Dir auf alle Art entgegengekommen“

Wie ging es weiter mit Hesse in Cannstatt? Am 8. Juli 1893 absolvierte er mit mäßigem Erfolg das Examen. Daraufhin gab er zu erkennen, dass er den Besuch des Gymnasiums fortsetzen, eventuell studieren wolle. Auch von einem praktischen Beruf, einer Kaufmanns- oder Buchhändlerlehre war mehrfach die Rede. Nach den Sommerferien kehrt er jedenfalls nach Cannstatt zurück. Doch bereits Anfang Oktober schreibt er den Eltern, dass er nicht länger auf dem Gymnasium bleiben könne. Permanentes Kopfweh hindere ihn am Lernen. Und nach knapp einem Jahr, am 18. Oktober 1893, bricht er seine Zelte in Cannstatt endgültig ab. Die Obersekundarstufe ist somit der höchste Schulabschluss, den Hermann Hesse in seinem Leben erreicht hat.

Es lohnt sich, abschließend die Perspektive stärker auf sein Elternhaus zu konzentrieren. Sofort fällt auf, dass Hesses Familie alles andere als erzkonservativ oder gar spießbürgerlich war. Hermann Gundert, der Großvater in Calw, reagierte zum Beispiel auf die Nachricht des Pistolenkaufs wie folgt: „Gestern kehrte Marie (Hesses Mutter, G.B.) von einem Besuch in Cannstatt zurück. Dort hatte der arme Hermann wieder solch einen Sterbensdrang verspürt, dass er geschwind seinen Livius zum Antiquar nach Stuttgart trug, um dafür einen Revolver zu erhandeln. Sie hat nun wenig ausgerichtet dort. Er hat eben einen Ekel an jeder ernsten Beschäftigung und weiß nicht, warum er am Leben bleiben sollte, um Gott einen Gefallen zu tun, jedenfalls nicht. Da sind wir ganz auf den lieben himmlischen Vater gewiesen, der auch den Widerwilligen unter seiner Geduld festhalten kann.“ (Ninon Hesse, S. 326.) Man hatte sich also an die Eskapaden des „armen“ Jünglings – wieder mal ein Sterbensdrang – fast schon gewöhnt. Und man begegnete seinem Gebaren mit einem auffällig liberalen Christentum – er habe eben einen Ekel und man müsse auf Gott vertrauen. Viele auch der elterlichen Mahnungen

zielen in diese Richtung. Die Mutter zum Beispiel schreibt: „Ich möchte Dir so gerne Mut und Hoffnung einsprechen, teures Kind. Geben kann's Dir nur Gott und ihn bitten wir drum für Dich. Gewiß gibt es auch für Dich einen befriedigenden Beruf und ein Lebensglück, aber es gilt einstweilen Geduld haben, das lernen, was jetzt gerade Du lernen kannst. Deine Gesundheit kann sich ja auch bessern.“ (Ninon Hesse, S. 345.) Hier verbindet sich das liberale Gottvertrauen mit der für die Mutter so charakteristischen, pragmatisch-klugen Schicksalsergebenheit. Und auch der Vater reagiert durchaus nicht mit stupider Rohrstockpädagogik auf die depressiven Briefe des Sohnes aus Cannstatt: „Dein letzter Brief an die liebe Mama und mich hat uns aufs neue mit inniger Teilnahme erfüllt. Es gehört zum schwersten, wenn man so des Lebens Last und Leere empfindet und immer wieder das Gefühl hat, dass es besser wäre, *nicht* geboren zu sein.“ (Ninon Hesse, S. 337.) Etwas gelehrter, etwas didaktischer empfiehlt auch er das notwendige Gottvertrauen. Denn derlei Stimmungen gehörten zum Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, an dem man durchaus verzweifeln könne: „... auf etwas Ganzes und Großes angelegt und doch in die Vielheit versunken und von tausend Kleinigkeiten in Anspruch genommen, nach dem Höchsten uns sehnend und doch ans Niedrige gebunden, zur Freiheit bestimmt und doch abhängig von allen möglichen Menschen und Dingen usf. All diese und noch viele andere Widersprüche kann man tragen, ja überwinden – nur wenn man *glaubt*, daß sie als ein notwendiges Stück zu unserer ganzen Erziehung gehören, und daß, wenn wir nur nicht aus der Schule laufen, alles sich zuletzt in Harmonie auflösen wird.“ (ebd.)

Die Cannstatter Briefe zeigen außerdem, dass der Sohn durchaus nach seiner Meinung gefragt wird, wenn über seine Zukunft entschieden werden soll. So zögert Hesse, ob er weiter studieren könne; kein Problem: Er solle sagen, was er wolle. Er möchte doch wieder weiter aufs Gymnasium gehen. Es wird bewilligt. Er bricht den Schulbesuch überraschend ab und man besorgt ihm, wieder nach Rücksprache, in Esslingen eine Lehrstelle bei einem Buchhändler. Auch materiell gehen die Eltern übrigens bis an die Grenze ihrer Belastbarkeit. Man gibt z. B. Taschengeld fürs Rauchen, obwohl es nicht gern gesehen wird. Und die Mutter klagt, in einem Brief an Hesses Schwester Adele, keineswegs in direkter Aussprache: „Mit Hermann ging's diese acht Tage gut, aber man hat ihn auch voll und frei gewähren lassen und sich gehütet, seinen Willen zu kreuzen. (...) Aber die Rechnungen sind enorm, er hat sich Goethe, Lenau, Heine und einen Haufen Belletristisches angeschafft, ohne je zu fragen. Da kann nur Herzensänderung –

wahre Bekehrung – Wandel schaffen. *Selbst* ist sein Gott und für den sollen Andre jedes Opfer bringen.“ (Ninon Hesse, S. 384.) Es gibt zweifellos konservative Elternhäuser, die unter all diesen Bedingungen gewiss nicht auf Bekehrung gehofft, gewiss viel strenger und repressiver gehandelt hätten. Geradeheraus gesagt: Dass Hesse in Kindheit und Jugend einen exemplarischen Kampf gegen das Bürgertum ausgefochten habe, ist eine Legende, die den tatsächlich vorliegenden Dokumenten keineswegs standhält. Zuweilen stellt sich sogar die Frage, wer mehr unter dem Konflikt gelitten hat, Hesse oder die Eltern. Seine Schwester Adele schreibt: „Von Hermann kamen wieder die schlimmsten Nachrichten, er komme ganze Nächte nicht heim, hat vom Gymnasium Karzer bekommen, Mama meint, man müsse ihn fortzun, er verkomme vollends, wenn er sich selbst überlassen bleibe. Papa meint, er müsse jetzt vor allem sein Examen machen. Wenn nur Mama die vielerlei Sorgen glücklich übersteht, sie ist oft schrecklich mutlos.“ (Ninon Hesse, S. 358f.)

Der eigentliche und tiefgreifende Konflikt mit dem Elternhaus verläuft also nicht in jenen herkömmlichen Kategorien, die man gewöhnlich so schnell bei der Hand hat: Hier der um seine Freiheit ringende Dichterjüngling, dort das bornierte Bürgertum, das ihn zerbrechen will. Im Verhältnis Hesses vor allem zu seinem Vater wird sichtbar, dass ganz im Gegenteil sublimen geistige Prinzipien und Weltanschauungen zur Diskussion stehen. Johannes Hesse, geboren 1847 in Weißenstein (Estland), entschloss sich schon als Sechzehnjähriger zum Studium der Theologie, rückte aber nach kurzer Zeit wieder davon ab: „Mein Sehnen ging nach einer korporativen Gemeinschaft, in welcher mein Ich verschwinden würde – denn es war mir längst zu stark geworden. Ich sehnte mich nach einer Erziehung, die mich wieder mit mir selbst und dem Leben ins rechte Verhältnis setzen könnte. Ich sehnte mich nach einem großen, heiligen Zweck, in dessen Dienst mein Einzelleben untergehen würde; denn bis jetzt war ich mir Selbstzweck gewesen“ (Ninon Hesse, S. 549) Seinem Sohn nicht unähnlich, machte er also eine heftige Periode von inneren Zweifeln und Glaubenskämpfen durch, die ihn dazu führten, seine Ausbildung abzubrechen. Der Grund dafür ist aber das Gegenteil von dem, was Hermann Hesse im gleichen Alter bewegte: Das tiefe Misstrauen gerade gegen das Ich, gerade gegen jene moderne romantische Subjektivität, die sich der Vermittlung mit der Gemeinschaft und übergeordneten Wertsystemen entziehen will. Während der Sohn um die Bewahrung seines dichterischen Ich kämpfte, ging es dem Vater also darum, just dieses Ich loszuwerden. Er trat der Basler Missionsanstalt bei und betätigte sich von

1869-73 als Missionar in Indien. Aus gesundheitlichen Gründen jedoch kam er wieder nach Europa und assistierte Dr. Gundert im Calwer Verlagshaus, dessen Nachfolge er später antrat. Er führte das aufreibende Leben eines mit Arbeit überhäuften Gelehrten, der in seinem Tun eisern aufging. Bis zu seinem Tod 1916 war er ein Musterbeispiel für protestantische Arbeitsmoral. Und er musste schmerzhaft feststellen, dass sein Sohn Hermann exakt jene geistigen Prinzipien repräsentierte, gegen die er lebenslänglich angekämpft hatte.

Doch Johannes Hesse war keineswegs besinnungslos konventionell, indem er dem protestantischen Ideal der Berufsarbeit und der Eingliederung in eine Gemeinschaft folgte. Er hatte die Traditionslosigkeit, Glaubensunfähigkeit und Gefährdung des modernen Individualismus am eigenen Leib erfahren, hatte sie bewusst reflektiert. So schreibt er seinem Sohn nach Cannstatt, „daß man, um etwas zu haben und zu genießen, auch etwas dafür geben muß, sei's auch daß man nur Geduld und Nachsicht übt. Sonst geht bei der allgemeinen Geneigtheit zur Selbstsucht alles in die Brüche. Die Atome zerfliegen. Nur durch Selbstverleugnung und Liebe können sie zusammengehalten werden. Darauf beruht alle Sittlichkeit und auch alle Religion: Keine Seligkeit ohne Opfer, kein Leben ohne Sterben. Wer das aufhebt, hebt die Weltordnung auf.“ (Ninon Hesse, S. 373.) Das ist eine differenzierte und immer noch aktuelle Reflexion, die exakt an der Bruchstelle zwischen Tradition und Moderne verläuft. Viel später, in seinem utopischen Roman *Das Glasperlenspiel* (1943), hat Hermann Hesse exakt jene Analyse selbst präsentiert: „So geschahen denn auch jene Kämpfe um die ‚Freiheit‘ des Geistes und haben (...) dazu geführt, daß in der Tat der Geist eine unerhörte und ihm selbst nicht mehr erträgliche Freiheit genoß, indem er die kirchliche Bevormundung vollkommen, die staatliche teilweise überwunden, ein echtes, von ihm selbst formuliertes und respektiertes Gesetz, eine echte neue Autorität und Legitimität aber noch immer nicht gefunden hatte.“ (*Das Glasperlenspiel*, S. 17.) Fast scheint es so, als habe Hesse mit seinem literarischen Schaffen eine Synthese zwischen jenen kontrapunktischen Lebensläufen von Vater und Sohn herzustellen versucht: Die Bewahrung moderner Subjektivität bei gleichzeitiger utopischer Konstruktion eines übergeordneten Gemeinschaftslebens mit verbindlichen Werten. Das Festhalten am einmaligen Individuum und gleichzeitig sein Aufgehen in der geistigen Provinz Kastaliens.

Jedenfalls ist Johannes Hesse nicht mit jenem exemplarischen Spießbürger Joseph Giebenrath gleichzusetzen, der die geistfeindliche, rein materiell orientierte bürgerliche Welt repräsentiert, an der sein Sohn zerbricht. In seiner Erzählung *Unterm Rad* (1906) benötigte Hesse die Spießbürger vor allem als Kontrast und Folie für seine scharfe Bildungskritik. Mit seiner Biographie ist das aber keineswegs identisch. Sein Vater war ein hochsensibler Gelehrter, ständig an nervösen Kopfschmerzen leidend wie er selbst, sehr zart und zerbrechlich – und von großer Disziplin und Willenskraft. Ihm selbst war die Wesensverwandtschaft zum Sohn übrigens durchaus bewusst. Er schrieb nach Cannstatt: „Jetzt sind es gerade dreißig Jahre, daß ich auch solche Stimmungen durchzumachen hatte wie Du jetzt.“ (Ninon Hesse, S. 342.) Und er ermahnt ihn immer wieder, sein extremes Ich zu disziplinieren.

Hesse erscheint in Cannstatt jedoch als egozentrisch, weil er seinen abstrakten Willen, Dichter oder gar nichts zu werden, erst kurze Zeit später in die Tat umsetzt. Auch die Buchhändlerlehre in Esslingen bricht er nach wenigen Tagen ab und läuft, wieder einmal, weg. Die Eltern nehmen ihn aber in Calw wieder auf. Und dort beginnt er, sich den Realitäten zu stellen. Er arbeitet sich mit immensem Aufwand durch die väterliche Bibliothek, beginnt planmäßig an seinem literarischen Stil zu arbeiten und schließt den vernünftigen Kompromiss, vorerst als Handwerker in einer Turmuhrenfabrik, später als Buchhändler in Tübingen eine Ausbildung zu machen. Die Dichtung aber betreibt er mit wahrhaft protestantisch-schwäbischem Fleiß in seinen raren Nebenstunden und schon 1896 publiziert er seine ersten Gedichte. In Cannstatt hingegen bietet er noch das faszinierend romantische Bild eines gesellschaftlich vollkommen isolierten Talents. Wenn wir seine Biographie nicht rückwärts lesen, den späteren berühmten Schriftsteller nicht unbesehen dieser gefährdeten Zeit heimlich unterschieben, erhalten wir einen tiefen Einblick in eine Art negativen Instinkt: Hesse wusste zu diesem Zeitpunkt wenigstens ganz genau, was er *nicht* wollte – nämlich ein brauchbarer Mensch in bürgerlichem Sinn zu werden. Und er hat sich, bis hin zum möglichen Suizid, dagegen gewehrt. Sein Weglaufen, sein Abbrechen und sein virtuoses Ausweichen halten am noch substanzlosen Traum des Dichterlebens fest.

So häufte der junge Hesse schließlich Krankheit auf Krankheit, um dem weiteren Schulbesuch zu entgehen. Hier ein kleiner Auszug aus der Zeit nach seinem Examen: „Ich bin stark erkältet, ein wenig heißer, Zahnweh, Rheumatismus etc. Ich kann nicht schreiben

so. Adieu.“ (Ninon Hesse, S. 379.) „Das Examen ist, wenn auch nicht glänzend, *bestanden*! Mein Kopfweh ist seit drei Wochen in flore.“ (Ninon Hesse, S. 381.) „Hermann hat Zahnweh und klagt über seine Augen.“ (Ninon Hesse, S. 385.) „Ich war viel elend, hatte mit Kopf, Augen und Zähnen zu schaffen.“ (Ninon Hesse, S. 386.) „... meine Laune ist verdorben seit mit dem naßkalten Wetter Kopfweh und Rheumatismus wieder gekommen.“ (Ninon Hesse, S. 389.) Mag sein, dass Hesse all das subjektiv tatsächlich gelebt und gefühlt hat. Bezeichnend aber ist, wie er seine Krankenberichte einsetzt, welchen Effekt sie schließlich haben - den heiß ersehnten Abbruch seiner Gymnasialzeit: „Ich kann nicht wohl länger fortmachen, ich habe den ganzen Tag zwar nicht richtige Kopfschmerzen, aber immer einen dumpfen, gleichmäßigen, schrecklichen Druck im Kopf, der bei angestrenzter Arbeit zu Kopfweh wird.“ (Ninon Hesse, S. 394.) Und: „Liebe Mutter! Wenn du selber nicht kommen kannst, so schickt wenigstens, bitte, *schriftliche Erlaubnis* zum Austritt! (...) Mir geht es gleich – dumpfer Kopf und wenig Kraft!“ (Ninon Hesse, S. 396.) Er bekommt natürlich die Genehmigung und fährt nach Calw zurück.

Alles wohl erwogen, hat Hesses Vater Recht gehabt, als er seinem Sohn nach Cannstatt schrieb: „Wir sind Dir auf alle Art entgegengekommen und haben es Dir so leicht als möglich zu machen gesucht.“ (Ninon Hesse, S. 358.) Das Drama von Hesses Kindheit und Jugend liegt weniger im Kampf gegen das konservative Bürgertum als vielmehr in einer potenziell verhängnisvollen, extremen Frühreife. Die Intensität des dichterischen Lebensgefühls bestimmte seinen erstaunlich starken, vor allem risikobereiten Willen. Und sie inspirierte ihn zu einem klugen strategischen Verhalten, das den Weg zum späteren Schriftsteller mit zielsicherem Instinkt offen hält. So gesehen, ist Hesses Zeit in Cannstatt ein Musterbeispiel für die innere Bereitschaft, sich zum eigenen Schicksal rückhaltlos zu bekennen: „Alle Menschen, die auf den Gang der Menschheit gewirkt haben, alle ohne Unterschied waren nur darum fähig und wirksam, weil sie schicksalsbereit waren.“ (*Demian*, S. 145.)

Zitierte Literatur:

Ninon Hesse (Hg.), *Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. Hermann Hesse in Briefen und Lebenszeugnissen 1877-1895*, Frankfurt a.M. 1966.

Bernhard Zeller, *Hermann Hesse*, Frankfurt a.M. 1963

Hermann Hesse, *Demian*, Frankfurt a.M. 1974.

Hermann Hesse, *Der Steppenwolf*, Frankfurt a.M. 1980.

Hermann Hesse, *Das Glasperlenspiel*, Frankfurt a.M. 1972.

Joseph von Eichendorff, *Aus dem Leben eines Taugenichts*, Stuttgart 1970.